Ereckenhorster Kreis Informationen

Heft 163

August 2019

INHALT

Heinz Bernd Terbille: Glut unter der Asche S. 3
Hubert Wolf: Kirche in der Krise · Reform - wo und wie? S. 4
Notwendigkeit grundlegender u. selbstermächtigter Reformen S. 15
K. Müller: Völlig normal und oftmals nötig - Warum Glaube und Kirche von Umbrüchen leben S. 24
Norbert Arntz: Umkehr zu einer Jesus gerechten Kirche im Dienst an einer menschengerechten Welt S. 31
Norbert Mette: Glut in der Stadt S. 36
Heinz Bernd Terbille: Abendmahl-Herrenmahl-Eucharistie -unsere Sehnsucht nach Tischgemeinschaft- S. 39
Monika Eyll-Naton: Die Kirche verprasst ihr Erbe Eine vorösterliche Predigt über Lk 15,11- 32 S. 45
Gert Gabriels: Die EFA Dom Fragoso als Lernort auch für den Freckenhorster Kreis S. 52
Jutta Bangel: Die Gemeinschaft der Kleinen Propheten S. 53
Peter Möller: Solidaritätsfonds S. 54
Ludwig Wilmes: Rechenschaftsbericht für das Jahr 2018 S. 55
Termine und Vorhinweise S. 56
Dr. Ulla Hahn: Und meine Freunde? Bring sie doch mal mit! S. 57

Unsere Internetseite finden sie unter: www.freckenhorster-kreis.de

Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde des Freckenhorster Kreises, liebe Leserinnen und Leser,

„Einen Aschehaufen nahm der alte Mann wahr, den die Kardinäle am 28. Oktober 1958 völlig unerwartet zum Papst wählten. Er war ein sehr konservativer Kirchenmann. Aber viel wichtiger als die konservative Haltung war bei Johannes XXIII. etwas anderes: Er war Mensch. Er war Christ. Und das war ihm wichtiger als seine Vorlieben, - ob nun konservativer oder progressiver Herkunft. Er war bereit, sich der Situation der Kirche in der Welt zu stellen. Er war bereit, die Glut unter der Asche zu suchen – das Geschenk des Glaubens - und es den Menschen unserer Zeit weiterzugeben. Er war bereit, zu hören, was Gott heute sagen will,“[1] damit die Glut des Glaubens der Christen die Aschekruste unzeitig gewordener Traditionen aufbrechen konnte.
Nachdem vor mehr als 50 Jahren das II. Vatikanische Konzil Hoffnung und Euphorie auf eine Kirche und Welt mitgestaltendes Christsein angekündigt hatte, wurden Zeitgenossen schon bald Zeugen einer Rückverwandlung der katholischen Kirche in eine fundamentalistische Institution. Sie wurde wieder wie eine Parallelgesellschaft in einer sie umgebenden säkularen Welt. Erst die Aufdeckung der lange vertuschten Missbrauchsfälle mit ihrem schockierenden Blick in abgründige Tiefen führen heute zu einem radikalen Umdenken.
Endlich werden weltweit grundlegende Reformen kurialer und klerikaler Macht gefordert. Hubert Wolf nennt Reform in seinem Impulsreferat anschaulich auch „Zurückformen“ als katholisches Prinzip gegen bruchlose Entwicklung der Kirche. Auch die übrigen Texte erläutern auf ihre Weise, dass die Kirche in der Entfaltung ihres jesuanischen Glaubenslebens – ihres „Glutkerns“ (N. Mette) - immer nur mit Umbrüchen statt mit behaupteter ungestörter Entfaltung ihres Katechismus und als Institution überzeugt hat.

Heinz Bernd Terbille

---

[1] Abt Martin Werlen, Miteinander die Glut unter der Asche entdecken, Kloster Einsiedeln 6/2012

Kirche in der Krise – Reform – wo und wie? [1]

Hubert Wolf

„Wir wissen, dass es an diesem Heiligen Stuhl schon seit einigen Jahren viele gräuliche Missbräuche in geistlichen Dingen und Exzesse gegen die göttlichen Gebote gegeben hat, ja, dass eigentlich alles pervertiert worden ist. So ist es kein Wunder, wenn sich die Krankheit vom Haupt auf die Glieder, das heißt von den Päpsten auf die unteren Kirchenführer, ausgebreitet hat. Wir alle – hohe Prälaten und einfache Kleriker – sind abgewichen, ein jeder sah nur auf seinen eigenen Weg, und da ist schon länger keiner mehr, der Gutes tut, auch nicht einer."

Diese Formulierungen stammen nicht von einem Kirchenkritiker, sondern von einem Papst. Sie stammen von Hadrian VI., der diese Formulierungen seinem Nuntius mitgab zum Reichstag in Nürnberg 1522, in der für die damalige Zeit größten vorstellbaren Kirchenkrise, nämlich der sich durch die Reformation abzeichnenden Kirchenspaltung. Er hoffte, dass man die Krise, die Spaltung der Kirche noch einmal abwenden könnte. Dabei war dem Papst völlig klar, dass der Fisch auch vom Kopf her stinkt. Deshalb beauftragte er seinen Nuntius: Sag denen in Deutschland, sag den Ständen, dass wir – also der Papst – „jede notwendige Anstrengung unternehmen werden, dass als Erstes diese Kurie, von der das ganze Übel ausgegangen ist, reformiert wird. … Dazu fühlen wir Uns umso

Foto: Terbille

[1] Vortrag, gehalten in der Aula der KSHG Münster am 11. April 2019 aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums der Gründung des Freckenhorster Kreises. Die Vortragsform wurde bewusst beibehalten, auf Einzelnachweise verzichtet. Grundsätzlich sei auf Hubert Wolf, Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte, München [3]2015, verwiesen.

mehr verpflichtet, als Wir sehen, dass die ganze Welt eine solche Reform sehnlichst begehrt."

Ich bin überzeugt, dass die katholische Kirche seit der Reformationszeit nie mehr in einer vergleichbaren Krise war, wie sie es heute ist. Diese Kirchenkrise ist vielleicht sogar noch größer als die damalige. Der Missbrauchsskandal und vor allem der Umgang mit dessen Aufarbeitung zeigt eine nie dagewesene Krise des katholisch-klerikalen Systems. Dieses wird freilich vorschnell mit der katholischen Kirche selbst gleichgesetzt. Aber das ist historisch nicht zutreffend. Es existiert in dieser Form nämlich erst seit dem 19. Jahrhundert. Denn so, wie sich die katholische Kirche heute darstellt, ist sie – um es in Anlehnung an Eric Hobsbawms Konzept der „invention of tradition" etwas überspitzt zu formulieren – eine „Erfindung" des 19. Jahrhunderts.

In dem Zitat Hadrians VI. ist der für unseren Kontext heute Abend, an dem wir das 50-jährige Jubiläum des Freckenhorster Kreises begehen, entscheidende Begriff „Reform" schon gefallen. Und heute ist Reform für die katholische Kirche in der Tat der zentrale Begriff, während er allgemein eher inflationär gebraucht wird, und wir alle irgendwie von Reformen nichts mehr hören wollen, vor lauter Bologna-Reform, Steuerreform, Kindergartenreform, Pflegereform, Hartz IV-Reform …

Kirchlich dagegen war Reform lange Zeit eher ein Unwort, fast schon ein Tabu. Während der Pontifikate von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. durfte man den Begriff eher nicht verwenden. Das hing auch damit zusammen, dass es im Lateinischen und in den romanischen Sprachen keine zwei Begriffe gibt für Reform und Reformation. Lateinisch heißt reformatio eben Reform und Reformation. Wenn also ein Katholik von Reform sprach, stand er schnell im Verdacht, ein Kryptoprotestant zu sein.

Dabei ist Reform ein Strukturelement, ein Wesensmerkmal der katholischen Kirche. Julius Kardinal Döpfner, einer der Moderatoren des Zweiten Vatikanischen Konzils und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, hat dies in einem Buch deutlich herausgearbeitet. Er sagt: Wo Reform, da katholisch, wo Reformverweigerung, da Sekte. Denn das Prinzip der ecclesia semper reformanda macht die katholische Kirche aus. Und wo es nicht gilt, ist diese Kirche keine katholische.

Meine Damen und Herren, Sie haben einen Kirchenhistoriker eingeladen, einen Reformvortrag zu halten, und Kirchenhistoriker gelten meist als eher langweilige Typen, die sich mit altem verstaubtem Material auseinandersetzen und ohnehin nicht viel Neues sagen können,

weil es ihnen an Phantasie und spekulativer Kraft fehlt. Erwarten Sie also von mir keine phantasievollen Lösungen. Ich kann Ihnen eigentlich nur dann etwas zum Thema sagen, wenn Sie den Reformbegriff in seiner ursprünglichen Bedeutung mit mir teilen. Im klassischen Lateinunterricht hat man ganz schnell mitbekommen: wenn ein Verb „formare", das heißt formen, die Vorsilbe „re" bekommt, dann bedeutet das irgendwie etwas mit „zurückformen". Deshalb bedeutet Reform vom Wort her betrachtet ursprünglich: eine Form, die es schon einmal gab, wiederherstellen; ein Modell, das wir schon gehabt haben in der Kirche, wiederentdecken und diese wieder in diese Richtung zurückformen.

Zu diesem Verständnis von Reform kann ich als Kirchenhistoriker tatsächlich einiges sagen, weil ich nämlich dann in der Geschichte der Kirche Modelle anschauen kann, die unterdrückt worden sind, vergessen wurden oder einfach verloren gegangen sind, die es aber in unserer Tradition einmal gab. Insofern bin ich ein „Traditionalist" und will deshalb an diesem Abend auch ganz „traditionalistisch" argumentieren.

Wer ohne Scheuklappen in die Geschichte der Kirche schaut, der wird aber dort auch noch eine zweite Bedeutung des Begriffs „Reform" finden. Denn Reform heißt ja auch: auf eine neue Situation, gegebenenfalls auch mit einem neuen Modell, reagieren. Auch das finden wir in der Geschichte der Kirche durchaus. Die Kirche hat nämlich ganz unterschiedliche Herausforderungen in zweitausend Jahren produktiv aufgenommen. Ich falle jetzt ganz kurz in meinen schwäbischen Heimatdialekt, weil ich in diesem das, was ich meine, am besten ausdrücken kann. Es gibt nämlich einen Lieblingssatz kirchlicher Reformverweigerer, der heißt auf schwäbisch so: „I tät ja scho gern was ändre, aber es war halt immer scho so." Es war halt immer schon so, genau das ist kirchenhistorisch gesehen eine unzutreffende Behauptung. Es war nämlich *nicht* immer schon so. Ein Blick in die Tradition bietet nämlich ganz unterschiedliche Möglichkeiten für *reformatio* in diesem Sinne.

Die erste Möglichkeit ist dabei die Einfachste: Wenn es tatsächlich alternative Konzepte gibt zur jetzigen Kirche, und wenn man historisch deshalb sagen kann: Tausend Jahre lang haben wir es anders gemacht als heute, dann freut sich der kirchenhistorische „Traditionalist". Denn dagegen kann man schlecht argumentieren: Wenn wir tausend Jahre etwas in der katholischen Kirche so gemacht haben, kann es nicht von vorneherein falsch gewesen sein.

Genauso wichtig ist aber ein zweiter Punkt: Die katholische Kirche unterliegt dem Gedanken der Entwicklung wie jede Institution in der Geschichte. Wenn sie das nicht täte, dann wäre ein entscheidender Grundsatz unseres Glaubensbekenntnisses, nämlich dass sich Gott in Jesus Christus auf die Geschichte eingelassen hat, nicht ernst genommen. Wenn Gott sich aber tatsächlich auf die Geschichte einlässt, wie wir glauben, dann ist die Wirkungsgeschichte dieses Christus-Ereignisses geschichtlichen Bedingungen unterworfen. Deshalb hat Jesus Christus auch die Kirche nicht so gestiftet, wie sie heute ist, sondern die Kirche hat sich entwickelt und sie entwickelt sich immer noch.
Lassen Sie mich ein Beispiel nennen: Als die Französische Revolution die Erklärung der Menschenrechte verabschiedet hat, wie hat die katholische Kirche darauf reagiert? Sie hat Menschenrechte, Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit in Bausch und Bogen verurteilt, schon 1791. Sie hat das 1831 in der Enzyklika „Mirari vos" Gregors XVI. noch einmal getan, nur noch drastischer. Gewissensfreiheit ist für den Papst ein „pestilentissimus error", ein pesthaftester Irrtum. Das gleiche steht so in etwa auch im Syllabus von 1864, und Ähnliches hat auch Pius XII. 1954 noch einmal verkündet. Und dann lesen wir die Erklärung „Dignitatis humanae" des Zweiten Vatikanums. Dort steht: Die Religions- und Gewissensfreiheit sei mit der Gottesebenbildlichkeit des Menschen selbst gegeben. Und deshalb müsse die katholische Kirche die erste Verteidigerin von Gewissens- und Religionsfreiheit sein, und zwar nicht nur für jeden einzelnen Menschen, sondern auch für religiöse Gruppen.
Wenn Joseph Ratzinger davon schreibt, dass man zum rechten Verständnis des Konzils eine Hermeneutik der Kontinuität anwenden müsse, muss man wahrscheinlich wirklich spekulativ begabt sein, um das richtig verstehen zu können. Als Historiker sage ich: Es war eine Diskontinuität, und so hat es auch der kürzlich verstorbene Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde interpretiert. Es war ein Bruch. Die Kirche hat sich entwickelt, das Lehramt hat gelernt. Und sie bewegt sich doch – die katholische Kirche.
Dritte Bemerkung: Als wichtigster Grund gegen eine Reform der Kirche wird häufig angeführt: Wir verlieren durch Reformen die Einheit der Kirche. Meine Damen und Herren, es hat in der Geschichte der Kirche nie einen Einheitskatholizismus gegeben. Es wäre ja eine Contradictio in adiecto, von einem Einheitskatholizismus auszugehen. *Katholon* heißt griechisch „gemäß des Ganzen". Pluriformität gehört zum Wesen des Katholizismus, alles andere liefe Gefahr, zum Funda-

mentalismus zu werden.
Lassen Sie mich auch hier ein Beispiel nennen: Wenn wir uns das Sakrament der Buße anschauen, dann war in der alten Kirche in den ersten sechs Jahrhunderten völlig klar: Die Buße wird öffentlich gespendet und ist nur ein einziges Mal möglich: Öffentliches Schuldbekenntnis, Exkommunikation, ein bis zwei Jahre bis zur Wiederaufnahme, dann Wiederzulassung zur Kommunion und vor allem: nur einmal. Das führte dazu, dass man immer möglichst lange wartete, bis man das Sakrament in Anspruch nahm – denn wir kennen uns ja alle irgendwie ... Manchmal war es dann auch zu spät.
Die Iren und Schotten entwickeln im 6./7. Jahrhundert ein ganz anderes Modell. Sie sagten: Nein, Buße ist so oft möglich, wie wir sie brauchen, und sie findet im geschützten Raum der Privatbeichte statt. Aber wer vergibt die Sünden? Die Sünden vergeben Mönche und Nonnen. Männer und Frauen, die die Vollmacht zur Sündenvergebung nicht durch eine Weihe erhalten haben, sondern durch die Qualität und Radikalität ihrer Nachfolge. Je besser und intensiver diese Frauen und Männer Christus nachfolgten, desto mehr *virtus* erwarten sie, über desto mehr göttliche Gnade verfügten sie, um Sünden vergeben zu können.
Zwei Modelle der Bußpraxis waren also gleichzeitig in der katholischen Kirche möglich, die Einheit der Kirche war dadurch nicht in Gefahr. Ist das nicht wunderbar katholisch?
Gerne möchte ich an dieser Stelle einige weitere Beispiele für alternative Modelle aus der Kirchengeschichte nennen:

1. Päpste waren nicht immer unfehlbar. Das entsprechende Dogma wurde erst 1870 verabschiedet. Und sie trafen auch nicht immer einsame Entscheidungen wie etwa bei der Wiederaufnahme des Holocaustleugners Richard Williamson Benedikt XVI., der dann hinterher sagen musste, er habe von dessen Antisemitismus nichts gewusst. Wenn er im Bild gewesen wäre, hätte er Williamson selbstredend nicht rekonziliert.
   Die Geschichte der Kirche kennt als alternatives Modell zur kirchlichen Monarchie das Ökumenische Konzil, das über dem Papst stand. Übrigens konnte das große Abendländische Schisma, das von 1378 bis 1417 dauerte, wo wir am Ende drei Päpste hatten, nur beendet werden, weil das Konzil von Konstanz die Kompetenz hatte, diese Päpste abzusetzen und einen neuen zu wählen. Es geht darum, wie der junge Joseph Ratzinger es einmal treffend formuliert hat, kollegiale und monarchische Elemente der Ekklesiologie in

der katholischen Kirche wieder ins Lot zu bringen.
Die größte Kommunikationsproblematik in Rom besteht aber wahrscheinlich darin, dass der Papst faktisch nur durch und in Privataudienzen regiert. So empfängt er etwa die Chefs der Kongregationen jeweils einzeln. Das heißt, der einzige, der über alle Informationen verfügt, ist der Papst. Und wenn man mit dem Sekretär des Papstes nicht kann, bekommt man eben keine Privataudienz. Das erinnert dann eher an den absolutistischen Hof Ludwigs XIV. An der Kurie war aber seit Mitte des 11. Jahrhunderts über 500 Jahre lang das Konsistorium wichtig. Konsistorium heißt heute: Alle Kardinäle versammeln sich, und der Papst redet, und dann kreiert er einen neuen Kardinal oder einen neuen Heiligen, und dann wird das Te Deum gesungen. Es erinnert – wie ein Spötter sagte – an den teuersten Gesangsverein der Kirche. Ursprünglich bestand das Konsistorium aus den damals nur rund zwanzig Kardinälen, die sich mit dem Papst fünf Mal in der Woche trafen. Vor jeder Entscheidung musste der Papst jeden Kardinal einzeln fragen: „Quid vobis videtur?" Was hältst Du davon? Erst danach konnte er entscheiden. Das heißt, wir hatten über viele Jahrhunderte eine Art Kabinett oder eine „Lage" an der Kurie, auch wenn das Konsistorium nicht so hieß. Dies gilt es wieder zu entdecken.

2. Bischöfe wurden nicht immer von Rom ernannt. Das ist im Grunde erst eine „Erfindung" des Codex Iuris Canonici von 1917. In der alten Kirche galt: „Wer allen vorstehen soll, der soll auch von allen gewählt werden." Warum sollen eigentlich Gläubige nicht an der Bestellung der Bischöfe beteiligt werden, wie es in der alten Kirche ein bewährtes Modell war?
3. „Wir haben's erfunden, das Prinzip der Subsidiarität, wir Katholiken haben's erfunden. Nur bei uns in der katholischen Kirche gilt's nicht." – so kann man oft hören. Über das Verhältnis von Universalkirche und Ortskirchen gab es 1985 bei einer römischen Bischofssynode eine heftige Debatte zwischen Walter Kasper und Joseph Ratzinger. Am Ende konnte man sich nicht einigen, ob sich das Prinzip der Subsidiarität auch für die Ekklesiologie anbieten könnte. Daraufhin hat sich Oswald von Nell-Breuning gemeldet, der Nestor katholischer Soziallehre, und gesagt, er verstehe die Aufregung nicht. Pius XII. habe doch zweimal gesagt, dass das Sozialprinzip der Subsidiarität selbstverständlich auch in der Kirche als sozialer Größe gelten müsse. Und dieser Papst war dezidiert kein Modernist. Also, wenn Subsidiarität auch in der Kirche angewendet

werden darf, denken wir mal einen Moment darüber nach, welche neuen Möglichkeiten das eröffnen könnte: Subsidiarität heißt ja, wie Pius XI. in „Quadragesimo anno" 1931 definiert hat: Das, was die kleine Einheit lösen kann, muss die kleine Einheit auch tatsächlich selbst lösen, und die größere darf nur dann eingreifen, wenn es die kleinere allein nicht schafft.
Wir sollten damit anfangen, Probleme dort in der Kirche zu lösen, wo sie entstehen. Wenn wir in Deutschland eine Frage haben, müssen wir sie erstmal hier zu beantworten versuchen. Dann könnte man die Römische Kurie auch drastisch reduzieren, denn diese wäre nicht mehr für alles und jeden zuständig. Das Austarieren zwischen notwendiger Subsidiarität und kirchlicher Einheit bleibt freilich ein komplexer Prozess.

4. Laien waren nicht immer nur blökende Schafe. Nach dem geltenden Kirchenrecht sind eigentlich nur Kleriker Rechtssubjekte, Laien dagegen nicht. Die Ordination der einen bedingt die Subordination der anderen (Norbert Lüdecke). Das war nicht immer so. Gerade der deutsche Laienkatholizismus zeigt uns das doch. Katholikentage gäbe es nicht, wenn sich Laien nicht 1848 während der Revolution über strikte Verbote der Päpste hinweggesetzt hätten. Der Papst hatte Pressefreiheit und Versammlungsfreiheit ausdrücklich als Teufelszeug verboten. Und was machen die „schlimmen" Laien? Sie benutzen ausgerechnet diese vom Papst verdammten Freiheiten, um den ersten katholischen Verein zu gründen – den sie geschickt „Pius-Verein für religiöse Freiheit" nennen – und den ersten Katholikentag abzuhalten. So stelle ich mir demütige und gehorsame Laien vor.
5. Es gab in der Geschichte der Kirche weibliche Diakone. Ich sage bewusst weibliche Diakone, und nicht Diakonissen. Die Quellenlage ist freilich sehr schwierig, weil wir einerseits Weiheformulare haben, die gleichermaßen für Männer und Frauen galten. Wir haben aber auch eben Weiheformulare, die zwischen Frauen und Männern unterscheiden. Manchmal heißen die Frauen tatsächlich Diakonissa, manchmal heißen sie aber auch Diakonus, also mit männlichem Titel. Doch der historische Befund ist in einem Punkt ganz klar. Es gab Diakoninnen. Rufen wir uns in Erinnerung: Getauft wurden bis ins 6. Jahrhundert – und zum Teil auch noch später – nur Erwachsene. Taufe hieß damals aber nicht: drei Tröpfchen über den Kopf gießen, sondern dreimal ganz untertauchen. Können sie sich angesichts der katholischen Sexualmoral wirklich vorstellen, dass ein Mann

eine junge Frau völlig entkleidet und sie dreimal im Wasser untertaucht? Genau dafür brauchte man zwangsläufig eine Diakonin, einen weiblichen Diakon! Insofern steht aus historischer Sicht einer Zulassung von Frauen zum Diakonat prinzipiell nichts im Wege. Es geht dabei aber um das Diakonat als Weihestufe, und nicht um ein Diakonat „soft" oder „light", oder was auch immer derzeit in der Diskussion ist.

6. Es gab Frauen, die rechtlich als Bischöfe fungiert haben. Das sind die berühmten Äbtissinnen von Las Huelgas und anderswo. Von den Männern hat man das immer schon gewusst: Hochadelige Fürstbischöfe in der Reichskirche hatten oft keine höhere Weihe, waren aber trotzdem ganz selbstverständlich rechtlich Bischöfe. Das galt aber auch für Frauen. Diese hatten oft Diözesen mit 50, 80, 90 Pfarreien, sie setzten Pfarrer ein, setzten diese auch wieder ab, stellten das Celebret aus, damit der Priester die Messe lesen durfte, dispensierten von Ehehindernissen, machten alles, was ein Bischof rechtlich darf. Die Vollmacht dazu erhielten sie nicht durch eine Weihe, sondern durch einen Rechtsakt vom Papst in den sogenannten Quinquennalfakultäten, wie alle männlichen Bischöfe ebenfalls auf fünf Jahre. Das bedeutet: Die *potestas jurisdictionis* war unabhängig von der *potestas ordinis*.
   Die Bischofsweihe taucht übrigens im Ordodekret auf dem Konzil von Trient nicht als eigene Weihestufe auf. Wenn wir tausend Jahre lang Frauen hatten, die rechtlich als Bischöfe fungierten und wenn erst das Zweite Vatikanische Konzil das unmöglich gemacht hat, indem es alle juristische Vollmacht an die Weihevollmacht knüpfte, dann geht es im Grunde nicht um ein dogmatisches Problem, sondern um eine rein kirchenrechtliche Frage. Warum führen wir diese tausendjährige Praxis nicht wieder ein? Ich habe mir dieses Szenario mal einen Moment lang vorgestellt: Eine Bischöfin in Münster, weiblich, die sich dann für die sakramentalen Dinge einen Weihbischof „hält", männlich? Das haben die Fürstäbtissinnen in der Kirchengeschichte ganz selbstverständlich genauso gemacht.
7. Pfarreien gehörten nicht selbstverständlich dem Bischof. Wir gehen heute immer davon aus: Kirchen gehören zu einer Diözese, der oberste Herr einer Kirchengemeinde ist daher der Bischof, der auch für die Seelsorge sorgt und einen Pfarrer einsetzt. Im Mittelalter waren in unserem Raum wahrscheinlich siebzig Prozent der Pfarreien nicht im Besitz des Bischofs, sondern im Besitz von Laien. Das sind die sogenannten Eigenkirchen. Ich will dieses Modell nicht ein-

fach wieder zum Leben erwecken, sondern nur deutlich machen: Eine Pfarrei musste historisch gesehen nicht unbedingt einem Bischof gehören, sondern sie konnte auch Laien gehören, und diese Laien hatten entsprechend auch die Verantwortung für die Seelsorge. Ein Modell, das es viele Jahrhunderte gab.

8. Auf die Vollmacht zur Sündenvergebung habe ich vorher schon hingewiesen. Man konnte der Geschichte der Kirche zufolge Sündenvergebungsvollmacht – jenseits der Weihe – auch durch die Qualität der Christusnachfolge bekommen. Hier könnte uns vielleicht die oft vergessene Ordensgeschichte weiter helfen.

   Die Tradition der Kirche ist ein wahrer Schatz für Reformen. Er muss nur gehoben werden. Darüber hinaus hat die Kirche in der Geschichte auf neue Herausforderungen auch kreativ durch neue Modelle reagiert. Dass es zum Beispiel Diakone gibt, geht nicht auf Jesus Christus selbst zurück, sondern das haben die Apostel in einer bestimmten historischen Situation veranlasst.

   Meiner Ansicht nach brauchen wir derzeit keine weiteren Dialogprozesse. Wir brauchen auch keinen synodalen Prozess. Den haben wir ja, als Ihr Kreis gegründet wurde, intensiv gehabt, als der Aufbruch des Katholikentags von 1968 kanalisiert worden ist, hinein in eine Würzburger Synode, bei der am Ende nicht einmal zum Thema Zölibat gesprochen werden durfte. Die Themen und die Krankheiten des hierarchisch-klerikalen Systems liegen auf dem Tisch. Deshalb schlage ich folgende sieben Schritte vor:

I. Abschaffung des Junktims Zölibat und geistliches Amt, und zwar deshalb, weil der Zölibat zwar nicht die Ursache des sexuellen Missbrauchs ist, aber, wie alle Studien zeigen, ein entscheidender Risikofaktor. Und schon der Respekt vor den Opfern verlangt, jeden Risikofaktor in diesem Bereich auszuschalten. Statt Betroffenheits- und Entschuldigungsrhetorik können Bischöfe und Papst hier zeigen, dass sie es ernst meinen mit tätiger Reue. Denn nach unserem Bußverständnis gehört diese als Voraussetzung für Sündenvergebung unverzichtbar dazu. Historisch wäre dies kein Problem. Denn das Zweite Vatikanum hat richtig formuliert: Der Zölibat gehört nicht zum Wesen des Priestertums. Außerdem haben wir in den katholischen Ostkirchen selbstverständlich verheiratete Priester. Ebenso bekommen eine ganze Reihe von konvertierten evangelischen und anglikanischen Pfarrern den Dispens vom Zölibat, wie erst kürzlich wieder geschehen. Es gibt auch keine biblische und apostolisch durchgängige Begründung für den Zölibat. Die häu-

fig gegebene Begründung der sexuellen Reinheit ist passé, wenn man die neue Hochschätzung der Ehe, wie sie seit dem Zweiten Vatikanum Gott sei Dank in der katholischen Theologie und Lehre gegeben ist, wirklich ernst nimmt. Wenn die Ehe nicht mehr „schmutzig" ist, sondern ein Zeichen des Bundes Christi mit seiner Braut der Kirche, kann sie als solche den Priester auch nicht mehr unrein machen.

II. Wir benötigen dringend die Einführung einer unabhängigen Verwaltungsgerichtsbarkeit. Es hat ja keinen Sinn, dass derjenige, der der Gesetzgeber, der Exekutor und möglicherweise auch der Täter ist, auch noch der Richter sein soll. Übrigens: Die Verwaltungsgerichtsbarkeit war 1983 in den Vorstufen des neuen *Codex Iuris Canonici* durchaus enthalten. Johannes Paul II. hat sie herausgestrichen. Wir müssen sie nur wieder hineinstellen, und zwar auf ortskirchlicher wie gesamtkirchlicher Ebene. Ich bin gespannt, ob die deutschen Bischöfe in der Lage sind, hier einen entscheidenden Schritt zu tun.

III. Wir müssen endlich anfangen, über eine zeitgemäße Sexualmoral in unserer Kirche zu reden. Dazu gehört selbstredend auch das Thema Homosexualität. Wir müssen die weitere Geltung von „Humanae vitae" und der Königsteiner Erklärung in den Blick nehmen. Damals haben sich die deutschen Bischöfe getraut, dem Papst in der Frage, ob katholische Frauen die Pille verwenden dürfen, zu widersprechen. Wann hat man diesen Mut zuletzt gesehen? Es wäre auch höchste Zeit, dass alle Quellen zu diesem Thema endlich zugänglich würden.

IV. Die kirchlichen Amtsträger sollten auf allen Ebenen unter Beteiligung der Gläubigen gewählt werden. Noch einmal: Wer allen vorstehen soll, soll von allen gewählt werden. Das heißt nicht, dass es hier um einen fundamental demokratischen Prozess geht, sondern das heißt, um mit dem heiligen Ambrosius von Mailand zu sprechen, „dass niemand einer Gemeinde als Bischof aufgezwungen werden darf, wenn die Gläubigen ihn nicht wollen".

V. Wir sollten dringend das Prinzip der Subsidiarität in unserer Kirche einführen. Das nimmt unseren Bischöfen einen ganz entscheidenden Entschuldigungsgrund. Der heißt, wieder schwäbisch formuliert:
I tät ja scho gern, aber die in Rom ... Wenn der Bischof selber zuständig ist, muss er sagen: Ich mache es. Oder: Ich mache es nicht. Und er muss sein Handeln begründen und verantworten.

VI. Wir brauchen einen ganz neuen Umgang mit Frauen in kirchlichen

Ämtern. Ein Diakonat der Frau ist historisch möglich und sollte eingeführt werden. Beim Priestertum muss ich als Historiker sagen, dass es historisch keine Belege dafür gibt, dass aber Frauen, was bischöfliche Funktionen in rechtlicher Hinsicht angeht, durchaus solche ausüben könnten.

VII. Und letztens: Die Finanzhoheit ist das, was der Schwabe natürlich am Schluss ansprechen muss. Diese sollte weg von den Bischöfen und Diözesen hin zu den Gläubigen und Gemeinden, denn diese sollten entscheiden, von unten nach oben, was notwendig ist und was nicht. Das wäre Subsidiarität ganz konkret.

Meine Damen und Herren, die Krise hat die katholischen Gemeinden in ihrem Kern erfasst. Eine ganze Reihe von Frauen und Männern, die ich sehr gut kenne, die ich unter anderem getraut habe, deren Kinder ich getauft habe, die lange Vorsitzende von Kirchengemeinderäten waren, sind aus der katholischen Kirche ausgetreten, weil sie einfach nicht mehr mitmachen wollen und können. Die Glaubwürdigkeitskrise ist gewaltig. Glaubensverkündigung und Glaubensbezeugung hängt mit Glaubwürdigkeit fundamental zusammen. Ohne Glaubwürdigkeit kann man nicht den Glauben bezeugen. Ich glaube, eine Reform an Haupt und Gliedern ist lange überfällig. Vielleicht müssen sich die Gläubigen auch wehren, denn was täte ein Bischof, ein Pfarrer ohne die Gläubigen? Vielleicht müsste ein solcher Protest auch mal wirklich konsequent sein und nicht nur wenige Tage dauern. Aber alle Reform, jede Strukturänderung muss das Handeln der Kirche auf Christus hin mehr durchsichtig machen.

Ich habe den Eindruck, bei uns steht oft nicht Christus auf dem Altar, sondern eine kirchliche Obrigkeit, eine Institution, der Pfarrer vielleicht oder der Bischof. Es gehört aber nur Christus auf dem Altar, und alles, was wir tun, muss ihn wieder in den Mittelpunkt stellen. Denn die Kirche ist nicht das Ziel, sie ist nur der Weg oder das Hinweisschild für Christus, und hoffentlich drehen wir als katholische Kirche das Schild endlich in die richtige Richtung. Vielleicht sollte das auch auf dem Beichtzettel stehen, den die Bischöfe, der Papst, jeder Pfarrer, jede Katholikin und jeder Katholik in dieser österlichen Zeit bedenken, bevor sie den Beichtstuhl betreten, wenn sie das überhaupt noch tun.

Notwendigkeit grundlegender und selbstermächtigter Reformen

Den Impulsvortrag von Prof. Hubert Wolf kommentierende Statements von den Podiumsteilnehmern Christian Weisner (Wir sind Kirche), Dr. Christiane Florin (Journalistin), Till Thieme (Student), Cilli Scholten (Psychologin und Theologin), Andreas Dieckmann (Pfarrer)[1]

Mit einer launigen Rezitation des Gedichtes von Carl Zuckmayer (1896-1977) „Lob der Spatzen“ und dem Vergleich ihrer Tagträume von einem glücklichen Leben mit unseren Träumen von einer jesuanischen Kirche leitete Heinz-Georg Surmund (Pfarrer und Liedermacher) zu den folgenden Statements der Podiumsteilnehmer über.

([1] nach Tonaufzeichnung z.T. gekürzt und redigiert von H.B.Terbille)

Foto: Terbille

Grau mit viel braun und wenig weißen Federn,
das Männchen auf der Brust mit schwarzem Fleck,
sie leben unter Palmen, Fichten, Zedern,
und auch in jedem Straßendreck.

In Ingolstadt und in der City Boston
am Hoek van Holland und am Goldnen Horn
ist überall der Spatz auf seinem Posten
und fürchtet nicht des Schöpfers Zorn.

Inmitten schwarzer Dschungeln von Fabriken
und todgeladner Drähte Kreuz und Quer
sieht man die Spatzen flattern, nisten, brüten, mausern, picken,
als ob die Welt ein Schutzpark wär!

Es stört sie nicht der Lärm der Transmissionen
und keineswegs das Tempo unsrer Zeit -
sie leben (schnell und langsam) seit Äonen.
wo sie der Himmel hingeschneit.

Als Jesus über Gräser, Zweige, Blumen
eintritt, und alle Hosianna schrien,
da pickt' ein Spatz gemächlich gelbe Krumen
aus dem noch warmen Mist der weißen Eselin.

Herr gib' uns Kraft und Mut wie Deinen Spatzen,
mach unser Leben ihrem Rinnstein gleich.
Dann mag wer will von edleren Tauben schwatzen,
denn unser ist Dein gutes Erdenreich.

Christian Weisner (Wir sind Kirche)
Herzlichen Dank für die Einladung. Ich bin gern aus Dachau hierhergekommen. Obwohl ich in den 70er Jahren in Dortmund studiert habe, fühle ich mich auch hier zuhause durch den damaligen Kontakt mit der Studentengemeinde Münster mit ihren Pfarrern Waltermann und Kerstiens. Dem Freckenhorster Kreis möchte ich danken für seinen Beitrag in der großen Reformgeschichte, die Sie, Herr Prof. Wolf, mit Beispielen so anschaulich aufgelistet haben. Die Kirchenvolksbewegung „Wir sind Kirche" hat, zunächst in Österreich entstanden, nach dem Fall des Wiener Kardinals Hans Hermann Groer fünf Reformforderungen formuliert und dazu Unterschriften gesammelt: mehr Partizipation der Laien in der Kirche, gleiche Rechte und Weihe für die Frauen in der Kirche, Aufhebung des Pflichtzölibats, eine positive Sexualmoral und die lehramtliche Verkündigung als Frohbotschaft und nicht als Drohbotschaft. Vor 24 Jahren und auch schon zuvor von anderen Reformgruppen sind diese Forderungen gestellt worden. Mich macht betroffen und zornig, dass weder die Kirchenleitungen in Österreich, in Deutschland, in Rom, in Australien entsprechend reagiert haben. Hätten sie es getan, wäre vielen Menschen großes Leid erspart geblieben und der Kirche selbst die gegenwärtige große Glaubwürdigkeitskrise. Ich sehe als nicht studierter Theologe diese Krise eher dadurch verursacht, dass die Visionen des Zweiten Vatikanischen Konzils sowohl von den nachfolgenden Päpsten Johannes Paul II. und

Joseph Ratzinger, zunächst als Glaubenspräfekt und später als Papst Benedikt XVI. blockiert wurden. Jetzt ist mit Papst Franziskus ein Mann von der Peripherie der Weltkirche gewählt worden, der gegen heftige Widerstände die römische Kurie zu reformieren versucht. In diesem Drama spielt weiterhin Joseph Ratzinger als Papst emeritus eine unrühmliche und spalterische Rolle, wenn er wie in einem heute veröffentlichten Aufsatz die 68er-Bewegung als Verursacher der Missbrauchsfälle verurteilt. Dieses sein Denken und Handeln ist unsäglich und schädlich für die Kirche.

Trotz dieser Blockaden erleben wir von „Wir sind Kirche" mit Freude, dass es Reformgruppen gibt wie den Freckenhorster Kreis oder wie jetzt neu in Münster die Frauen Maria 2.0 – sie sitzen hier in der ersten Reihe – die zum Tag der Diakonin am 29. April 2019 zusammen mit katholischen Reformgruppen und dem Bund der katholischen Jugend den Aufbruch per Streik wagen. Damit die Bewegungen wirksam werden, regen wir folgende Schritte an:

Foto: Terbille

1. Die Vernetzung der Reformkräfte,
2. Reformwillige Gemeinden zu kontaktieren und ihnen Hilfe anbieten,
3. Den Bischöfen, die sich gegenüber der Basis isoliert haben, sagen, was zu tun ist. Der von der Mehrheit der Bischöfe immer wieder versprochene synodale Prozess einer Reform war bisher immer eine hinhaltende Entmutigung. Daher möchte „Wir sind Kirche" allen Reformgruppen Mut zusprechen und ihnen danken für ihre Mühe und danken den Theologinnen und Theologen wie Hubert Wolf, die an staatlichen Universitäten eine Freiheit haben, die an kirchlichen nicht unbedingt gegeben ist. Da ist Münster ein toller Ort, wirklich ein theologischer Hotspot. Ich bin dankbar, dass ich heute hier sein darf.

Dr. Christiane Florin (Journalistin)

Vielen Dank für die Einladung und für die Gelegenheit, hier sprechen zu

dürfen.
Ich habe mich ja besonders mit dem Punkt sechs der sieben Punkte (des Impulsreferates) beschäftigt: mit den Frauen. Ich habe dazu – in der Kirchengeschichte wäre zu wenig gesagt – in der Menschheitsgeschichte recherchiert und habe herausgefunden, dass es Frauen so lange gibt, wie es Männer gibt. Es erschien mir danach unglaublich, als ich dann die lehramtlichen Dokumente, und zwar nicht die ganz alten, sondern eigentlich die 30, 40 Jahre alten von 1976 an, dazu gelesen habe. „Inter Insigniores (Paul VI. *„zu den besonderen Merkmalen*", Erklärung zur Priesterweihe der Frauen, 15.10.1976 (HB Terbille)) war das erste Dokument dazu. In weiterführenden Dokumenten zu diesem Thema verdichtet sich der Eindruck, dass Frauen für Kleriker gerade entdeckte, gefährliche Wesen sind, die ganz genau beobachtet werden müssen. Und jede Kommission, die gegründet wird, jeder Arbeitskreis zur Erforschung der Frau - ja gerade hat wieder eine Kommission ihre Arbeit abgeschlossen – führt garantiert zu dem Ergebnis, dass Frauen auch weiterhin von allen Weihen ausgeschlossen bleiben. Weil man eben diesem Wesen misstrauen muss. Ich habe den „Weiberaufstand" nicht geschrieben, um die Frauenweihe zu fordern, sondern um Widerspruchsgeist zu wecken. Dass es Priesterinnen gab, habe ich bei den Recherchen nicht gefunden.
Die Gründe, mit denen Frauen als die nicht gleichberechtigt diskriminiert wurden, haben sich im Laufe der Kirchengeschichte stark verändert. Da war die Kirche sehr phantasievoll. Frauen wurden eben nicht geweiht, weil sie minderwertig waren, nicht so gottesebenbildlich wie der Mann. Und erst im 20. Jahrhundert wurde gesagt, Jesus war ja ein Mann, die Apostel waren Männer. Also diese Begründungen sind relativ neu, und seitdem man die gefunden hat, werden sie unaufhörlich wiederholt. Da bedeutet mein „Weiberaufstand" für mich Widerspruch. Bei vielen meiner Lesungen - auch hier in Münster schon - erlebe ich Resignation und Aufgabe. Seit 50 Jahren die gleichen Reformforderungen. Die Würzburger Synode wurde gerade erwähnt, nichts von ihr wurde umgesetzt. Das Ergebnis des jüngsten Gesprächsprozesses, der 2015 geendet hat, können Sie bei der DBK (*Deutsche Bischofskonferenz)* online im Shop für 25 Cent kaufen. Das sind mehrere hundert Seiten. Und jetzt soll es wieder einen synodalen Weg geben. Ich glaube eigentlich gar nicht mehr so sehr an diese Reform. Ich glaube, es sind zu viel Resignation, zu viel enttäuschte Hoffnung, zu viele Träume, die sich eben nicht erfüllt haben. Und die Kirche ist halt keine Demokratie. Sie muss nicht reagieren, wenn Men-

schen weglaufen. Mir wird oft die Frage gestellt, warum ich noch in der Kirche sei. Als Journalistin kann ich die Dinge auch beobachten ohne Mitglied der katholischen Kirche zu sein. Aber ich bin ja noch dabei. Was mich eigentlich noch dabei bleiben lässt, ist die Vorstellung, wenn alle liberalen kritischen Geister gehen, wer bleibt dann noch übrig in der Kirche? Es bleiben Autoritäre übrig wie Benedikt XVI. oder Joseph Ratzinger oder ich weiß nicht, wie ich die Person jetzt nennen soll, die diesen unsäglichen autoritären Text über die 68er als Verursacher des sexuellen Missbrauchs geschrieben hat, unterschrieben mit Benedikt XVI.. Für manche ist er ja auch immer noch Papst. Der Text ist autoritär. Diesen Leuten möchte ich eigentlich nicht die katholische Kirche überlassen. Und ein letztes noch, was den Missbrauch anbetrifft: Man darf neben vielen Maßnahmen das Frauenthema (*im Rahmen der Zölibatsdiskussion*) nicht allein als Missbrauchsprävention sehen. Wir sind keine Missbrauchspräventionsgeschöpfe, sondern wir haben einen Wert für uns. Das entscheidende, was fehlt, begegnet mir in meiner katholischen Sozialisation. In meiner Konfession wird in jeder Messe meine Schuld vor Gott betont. In verantwortlicher Position ist aber niemand da, der sagt, ich habe mich schuldig gemacht und zwar durch dieses und jenes und durch das, was ich konkret getan und was ich unterlassen habe. Das hat weder Benedikt XVI. in seinem Artikel geschrieben, noch hat Franziskus es gesagt. Nur von Bischof Bode, habe ich gehört, dass er gleichsam als Weihnachtsgeschenk als einziger der deutschen Bischöfe im Gottesdienst gesagt hat: „Ich habe mich schuldig gemacht." Für mich ist dieser synodale Weg eigentlich nur eine Ablenkung davon.

Foto: Terbille

Till Thieme (Student)
Herr Wolf hat gerade sehr viele, sehr gute Dinge zum Thema Reform gesagt, wo und wie das notwendig ist. Ich möchte das hier eigentlich gar nicht weiter kommentieren, weil ich glaube, da herrscht hier Konsens. Und das sehe ich natürlich auch so. Ich möchte mal drei Aspekte sagen: Der erste ist: Sie sprachen vorhin von der von Christus gestifteten Kirche mit ihren gottgegebenen Gesetzen. Damit argumentieren ja Traditionalisten auch immer gerne, angeführt von gewissen Kardinälen, die mir persönlich auch mal übel aufstoßen. Da halte ich es eigentlich mit Hans Küng, der mal gesagt hat, dass Jesus eigentlich gar keine Kirche wollte. Und ich finde, das relativiert eigentlich vieles. Wir reden immer von dieser hochheiligen Kirche, die, wie schon gesagt, Schuld auf sich geladen hat. Da muss man sich mal fragen, was ist Kirche eigentlich? Kirche, und das ist mein zweiter Aspekt, gründet sich auf Jesus Christus.
Kardinal Marx hat das mal gesagt bei der Frage um den Reformpapst Franziskus. Er hat gesagt, dass er diesen Ausdruck mag, weil Reform schon immer das Programm Jesu war. Man hört in der Fastenzeit immer: Kehrt um! Das ist Reform. Und da sage ich, schauen wir doch mal auf Jesus. Und ein dritter Aspekt. Ich bin eingeladen worden, um auch mal eine junge Stimme ins Gespräch zu bringen, und das mache ich sehr gerne und ich glaube, das tue ich nicht alleine. Ich kenne sehr viele, sehr engagierte junge Christen, Theologinnen und Theologen, die das auch so sehen, die auch darauf drängen, darauf hoffen, dass endlich Reformen kommen und die auch sagen, wie Sie das so schön gesagt haben: Denen überlassen wir die Kirche nicht.
Ich persönlich sehe es auch so. Auf der anderen Seite haben wir natürlich auch bei den jungen Leuten Traditionalisten. Das lass ich hier einfach mal unkommentiert. Und dann haben wir eben die große Gruppe derer, die resignieren. Auch da stimme ich Ihnen voll und ganz zu. Die darauf drängen, dass endlich was passieren muss, wo seit Jahren drüber geredet wird. Da sage ich auch ja. Manchmal hat man keine Lust. Manchmal schlage ich morgens die Zeitung auf und frage mich auch, warum trittst Du nicht eigentlich aus der Kirche aus, und dann denke ich mir, nein. Denen überlassen wir nicht die Kirche. Wir schweigen nicht, solange, bis das kommt, was Kirche braucht.

Cilli Scholten (Psychologin/Theologin)
Warum stehe ich heute Abend hier, wahrscheinlich, weil ich die psycho-

logische Perspektive ein wenig mit hineinbringen soll. Als Theologin, Psychologin, Organisationsentwicklerin habe ich in den letzten fast 20 Jahren in vielen Pfarreien des Bistums Münster Organisationsentwicklungen gemacht mit vielen Menschen, die sich auf den Weg gemacht haben, die ernsthaft Reformen wollten, die ernsthaft was verändern wollten und an der einen oder anderen Stelle, nicht überall, gemerkt haben, wir kommen nicht weiter. Die Bedingungen stimmen nicht. Ich habe es aufgegeben, im wahrsten Sinne des Wortes, ich habe vor zwei Jahren einen Bruch riskiert und habe mir sagen lassen dürfen: heiligt die Brüche. Die Brüche sind wichtig, wir brauchen sie, weil wir nicht mit einer linearen Entwicklung weiterkommen. Aus meiner Perspektive steht die katholische Kirche in einer Kernschmelze. Viele Menschen, mit denen ich aufgebrochen bin, als Theologin, als Psychologin, als Pastoralpsychologin vielleicht, sind nicht mehr mit mir auf dem Weg. Ich arbeite jetzt in der Peripherie, in einer Organisation, die wir gerade aufbauen: ein Haus für alle. Viele Menschen unterschiedlicher Organisationen wollen sich miteinander auf den Weg machen, in einem Haus das Leben zwischen dem Rathaus und der Kirche zu gestalten. Und das gestaltet sich schwierig, weil die Menschen ihren eigenen Weg gehen.
Gemeinsam was Neues zu entwickeln, eine Perspektive zu entwickeln, die nicht nur von dem geprägt ist, was bisher da war, ist unglaublich schwierig. Weil wir Menschen in unseren Denkgewohnheiten gefangen sind und in ihnen gerne bleiben. Davon gibt es überall viele und es ist zwar auch immer gut, das Gute und Bewährte zu behalten, aber wir brauchen immer den Mut, nach vorne zu gehen. Ich bin fest davon überzeugt, dass das nur geht, wenn wir alle uns ermächtigen, selbst ermächtigen und uns gegenseitig Mut machen und im wahrsten Sinne des Wortes die Herde sind, weil der gute Hirte hinter der Herde her geht und nicht vor ihr her.

Andreas Dieckmann (Pfarrer)
Ich bin Andreas Diekmann und gehöre eigentlich zur älteren Generation, aber hier auch mit zur jüngeren, was vielleicht auch etwas zu der Frage der Kontinuität von Reformanliegen sagt. Ich habe oft gefragt, woran liegt das eigentlich, dass alles, was theologisch vorgedacht ist, das auch gut abgesichert ist, was man intellektuell redlich vertreten kann, über Jahrzehnte seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil nicht durchsetzbar ist. Scheitert dies alles wegen mangelnder Rezeptions-

fähigkeit der Amtskirche? Ich glaube mittlerweile, dass es unter anderem daran liegt, dass wir bis heute philosophisch keinen Anschluss an die Moderne gefunden haben. Das ist wirklich meine Überzeugung. Keinen philosophischen Anschluss an die Moderne gefunden zu haben hat unreflektiertes Beharren in Traditionen zur Folge. Es ist hier ganz viel dazu zur Sprache gekommen. Ich kann alles unterstützen, was Professor Wolf gesagt hat, ich kann auch alles unterstützen, was hier (im Podium) schon gesagt worden ist. Ich will mal ein paar Stichworte nur nennen, das eine, was gerade zum Schluss kam und von Cilli Scholten gefordert wurde: „Wir müssen uns ermächtigen". Ich erlebe auch in der Pfarrei, dass wir eigentlich immer noch in einer Erlaubniskultur leben, nicht in einer Respektkultur. Selbst bei uns gibt es Ableger Maria 2.0, das freut mich sehr, aber selbst da kamen einige und fragten und deuteten an: „Wie stehen Sie denn dazu, Herr Pfarrer, sollen wir das machen?" Ich habe gesagt, das ist so, als wenn ein Streikender losgeht und sagt, ich brauche eine Erlaubnis. Bitte einfach machen, bitte sich selbst ermächtigen. Ein zweiter Punkt, der gut angesprochen worden ist, nämlich das Ich-sagen. Das hängt ja auch mit der Frage nach Autonomie, nach Freiheit zusammen, deren philosophisches Konzept wir auch in der Kirche verwirklichen können. Es wundert mich nicht, dass die Bischöfe sich schämen, aber keiner von ihnen sagt, wir sind schuldig geworden.

Foto:Terbille

Schamkultur steht auf einer niedrigeren gesellschaftlichen Stufe. Da bedarf es erstmal einer Entwicklung zur Autonomie hin, um zu sagen, ich bin schuldig geworden. Ich glaube, dass ein solcher emanzipatorischer Schritt noch sogar aussteht bei

vielen von uns, nämlich dahinzukommen, sich selbst zu ermächtigen. Es wäre schön, wenn wir es schaffen, solche Reformen selbst in die Hand zu nehmen. Damit verknüpft ist das Stichwort: Dies geht nur von unten nach oben. Ich habe es mittlerweile aufgegeben, nur nach oben zu schielen. Ich glaube vor Ort gibt es dazu viele Gelegenheiten des Lernens. Auf der anderen Seite sehe ich aber auch die Gefahr, dass wir schon viele längst abgehängt haben. Ich sehe das bei uns in der Pfarre. Ich nenne da ein ganz konkretes Beispiel. Ich bin (trotz meines Alters) immer noch für die Jugendarbeit bei uns in der Pfarrei mit zuständig. Ich glaube noch gute Kontakte zur jungen Generation zu haben, um mit ihr auf Augenhöhe zu kommunizieren. Ich hoffe, dass man mir früh genug sagt, wenn mir dies nicht mehr gelingt. Wenn ich feststelle, dass sich viele junge Menschen bei uns vor Ort für lokale Projekte engagieren, dabei auch gut untereinander vernetzt sind, zum Beispiel auch ökumenisch, dann stimmt es mich nachdenklich und traurig, wenn viele hier angesprochene Reformthemen nicht mehr interessieren. Es schmerzt, wenn sonst wirklich begeisterungsfähige Jugendliche sagen: Es lohnt sich nicht, sich in dieser (Institution) Kirche mit ihrer Sprache und ihren Themen zu engagieren.

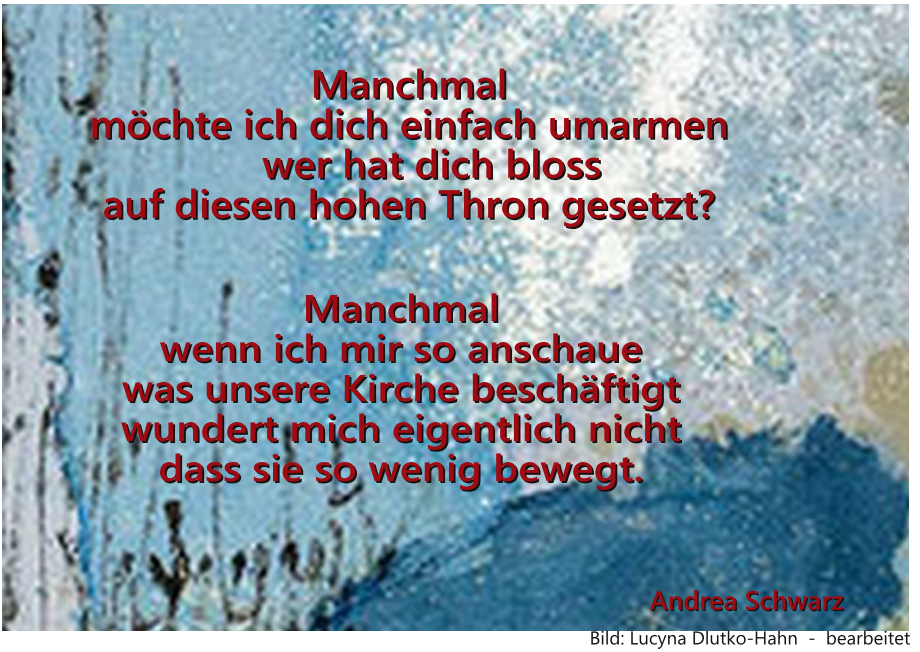

Bild: Lucyna Dlutko-Hahn - bearbeitet

Völlig normal und oftmals nötig
Warum Glaube und Kirche von Umbrüchen leben

Klaus Müller, Münster

1. Ausgangslage

Immer am vierten Sonntag der Osterzeit ist es soweit: Gelesen wird das Evangelium vom Guten Hirten. Das ist traditionell der Weltgebetstag für geistliche Berufe. Schon im Vorfeld kursieren Statistiken – seit Jahren mit Zahlenangaben so desaströs, dass sich selbst seriöse Medien Sorgen um die katholische Kirche zu machen beginnen. Nur wenige Streiflichter: 1965 gab es in Deutschland etwa 500 Neupriester, 1985 dann 220, 2005 nur noch 122, 2015 – der bisherige Tiefpunkt: 58. Also in 50 Jahren ein Rückgang von 88,7 %. Manche Diözesen hübschen die Zahlen auf, indem sie Kandidaten aus dem Ausland mitweihen, die dann wenig später in ihre Heimat zurückkehren. An der weltweit größten Katholisch-Theologischen Fakultät an einer staatlichen Universität in Münster studieren die Priesteramtskandidaten für Münster, Osnabrück, Hildesheim, Hamburg, Essen und Aachen. Verteilt über die 10 Studiensemester sind es insgesamt etwas über 30. Der Chef des Münsteraner Priesterseminars sagte im Vorfeld des Welttags der geistlichen Berufe 2016 in einem Interview wörtlich: „Das System, wie es heute besteht, ist am Ende." Niemand hat widersprochen, nicht einmal die Erzkonservativen.

Warum erzähle ich das? Weil das System nicht nur beim Priesternachwuchs zu Ende ist, sondern weil das Gleiche noch viel weiträumiger gilt: Auch das System des bisherigen Pfarrgemeindelebens ist am Ende. Als ich 1964 Messdiener wurde, gab es am Sonntag in meiner Gemeinde Gottesdienste um 7.00 Uhr, 8.30, 10.00, 11.00 und abends um 19.00 Uhr. Anfang der 70er Jahre kam die Vorabendmesse dazu. Jetzt würde – mit Ausnahme einiger Feiertage und wegen der hochkarätigen Kirchenmusik – ein Gottesdienst am Sonntag locker reichen.

Und noch ein Systemende möchte ich nennen, eines, das vielleicht noch kaum als solches wahrgenommen worden ist: Mit Papst Franziskus ist das seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts immer gigantischer aufgeblähte und mit Benedikt XVI. in eine Art Erstarrung getretene System des römischen Papsttums ans Ende gekommen. Selbst wenn der Petrusnachfolger Franziskus nicht lange im Amt wäre und kaum einen seiner Reformanstöße zu Ende führen würde, hätte er dennoch eine solche Vielzahl grundstürzender symbolischer Gesten gesetzt und Entscheidungen getroffen, die es für einen Nachfolger fak-

tisch unmöglich machen, wieder zum alten vatikanischen Hofzeremoniell zurückzukehren. (.....).
Auf den Nenner gebracht: Wir leben momentan in einer Phase grundstürzender Veränderungen, Veränderungen, von denen wir noch nicht sehen, wo sie uns hinführen werden. Ist das schlimm? Nein. Es ist normal. Denn die ganze bisherige Geschichte der Kirche, nicht nur ihre äußere, sondern auch ihre geistliche Geschichte, ist kein Kontinuum, sondern eine einzige Kette revolutionärer Umbrüche, die zunächst immer ins Offene führten.
Wer davon ausginge, dass christliche Theologie primär vom Überzeitlichen und Ewigen handle, muss sich rasch eines anderen belehren lassen: Ein zeitlicher Grundzug und durch ihn das Bewusstsein von Geschichtlichkeit und Innovativität gehörten bereits zum Kernbestand frühchristlichen Selbstverständnisses: Im Raum des „neuen Bundes" lebt der „neue Mensch", der unterwegs ist zum „neuen Jerusalem". „Odos kaine" (Neuer Weg) ist laut Hebr 10,20 eine der Selbstbezeichnungen der frühen Gemeinde gewesen. De facto schließt der geschichtliche Gang des Christentums wenigstens fünf Innovationen ein, mit denen Sprünge von Diskontinuität einhergehen und die entsprechend von kirchlichtheologischen Krisen begleitet waren bzw. sind. Ich sage „sind" deshalb, weil die beiden letzten Innovationsschübe noch gar nicht abgeschlossen sind. Worum geht es?

2. Fünf Schübe innovatorischer Diskontinuität

- Erster Schub: Der Überschritt des jungen Christentums aus dem jüdischen Kontext in die griechische Ökumene.

Um es im gebotenen Telegrammstil zu beschreiben: Das Christentum beginnt als innerjüdische Reformbewegung. Jesus hat weder eine Kirche gegründet, noch ein kirchliches Amt gestiftet, auch kein Neues Volk Gottes gesammelt. Sein Anliegen war eine Neusammlung des Gottesvolkes – symbolisch ablesbar am Zwölferkreis der Apostel – und aus deren Scheitern gehen in schmerzlichen Ablösungsprozessen judenchristliche Gemeinden hervor. Und von diesen aus wiederum kommt es – unter erneuten, teils harten Konflikten, die auch antijudaistische Spuren bis in die neutestamentlichen Schriften ziehen – zur Ausdehnung der Jesusverkündigung an die Heiden. Dabei spielt der Apostel Paulus die entscheidende Vorreiterrolle. Sprachlich-kulturell ist das zwar durch das schon längst bestehende hellenistische Diaspora-Judentum vorbereitet, aber die völlig unjüdische Missionspredigt an die Heiden, der durchaus in den Evangelien überlie-

ferte Jesus-Worte entgegenstehen, ist etwas völlig Neues. Im Gefolge der damit einsetzenden rasanten Ausdehnung des Christentums kommt es gegen die ursprünglich charismatisch und ausgesprochen machtkritisch geprägten Gemeinden relativ bald und ab etwa 150 n. Chr. definitiv zur Ausbildung hierarchischer Strukturen inklusive kultisch-priesterlicher Interpretation. Beides kann nicht einfach auf das Neue Testament zurückgeführt werden (.....)

- Zweiter Schub: Der christliche Aristotelismus.

Hatte das erste Innovationsproblem soeben mit dem Verhältnis des Christentums zum Judentum zu tun, so das zweite, um das es nun gehen soll, mit einem Verhältnis zum Islam: Nach Jahrhunderten der Vergessenheit war im 12. Jahrhundert auf dem Umweg über Bagdad, Nordafrika, Cordoba und Neapel auch im Westen wieder das vollständige Werk des antiken Philosophen und Platon-Schülers Aristoteles bekannt geworden. Tradiert und kommentiert von jüdischen und vor allem arabischen Philosophen waren die Theologen an den Hochschulen in Bologna, Paris, Oxford, Köln usw. auf einmal mit einer vollständigen, von der Bibel unabhängigen Philosophie einschließlich einer philosophischen Theologie konfrontiert. Die Dominikaner Albertus Magnus und sein Schüler Thomas von Aquin stellen sich exemplarisch dieser Herausforderung. Sollte christliche Theologie den durch Aristoteles nunmehr markierten wissenschaftlichen Standards genügen, musste sie sich auf einen argumentativen Stil einlassen, der sich markant von dem bisher Üblichen, im klösterlichen Kontext gepflegten Symboldenken aus den Ressourcen der biblischen Bilderwelt unterschied. (.....)

- Dritter Schub: Die philosophische Moderne und ihre theologischen Konsequenzen.

Wieder im Telegrammstil gesagt: Der flächendeckende Zusammenbruch der christlichen Tradition im Gefolge der Religionskriege als der ungewollten Folgen der Reformation führt einerseits zu Versuchen einer Erneuerung der Philosophie (etwa bei Descartes, Leibniz, Spinoza), andererseits in die Bewegung der Aufklärung – beides kann, muss aber nicht ineinander greifen. Das Ungenügen an dieser doppelzügigen Reaktion treibt in der kurzen Epoche von 1781 (Tod Lessings und dem Erscheinen von Kants Kritik der reinen Vernunft) bis 1831/32 (Tod Hegels und Goethes) eine philosophisch-theologische Diskurssituation hervor, wie sie in Dichte und Niveau einzig der grie-

chischen Klassik vergleichbar ist. In diesem Debattenfeld kommt es zu fundamentalen Neubestimmungen theologischer Grundbegriffe wie Gott, Religion, Offenbarung durch die Neufassung philosophischer Grundbegriffe wie Vernunft, Wahrheit, Moral etc. und umgekehrt. Offenbarung z.B. wird jetzt nicht mehr als Instruktion von oben und außen, sondern als Selbstmitteilung des Absoluten in der Geschichte gefasst. Die dabei aufbrechenden Debatten sind bis heute nicht abgeschlossen, (.....)

- Vierter Schub: Symbolisch kann für ihn das II. Vatikanische Konzil (1962-1965) stehen.

Mit diesem Konzil beginnt sich die katholische Kirche als polyzentrische Weltkirche zu begreifen und zu beschreiben. Die Anerkennung der Religionsfreiheit (Dignitatis humanae) ist der zugespitzte Ausdruck des Willens der Kirche, sich unter Einschluss von Selbstkritik in ein angemessenes Verhältnis zur modernen Welt zu setzen. Explizite Auseinandersetzungen mit dem Denken der Moderne erfolgen kaum – daher kommt es auch nach dem Konzil zu keiner ausdrücklichen Moderne-Rezeption. Gleichwohl hat sich gerade an den philosophischen Implikationen der Pastoralkonstitution Gaudium et spes am nachhaltigsten der Disput um das Vaticanum II entzündet: Dem einen geht die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Kirche und Welt längst nicht weit genug, dem anderen gilt dieser Konzilstext als Chiffre einer gefährlichen Annäherung, wenn nicht Anbiederung an die Moderne, die die Ambivalenz von deren Vernunftbegriff, wiederum symbolisch gesprochen: die Dialektik der Aufklärung nicht zureichend wahrgenommen habe (das war auch früh bereits die Meinung des damaligen Regensburger Theologen und nachmaligen Münchener Kardinal Joseph Ratzinger, die er dann als Papst auch bis zum Ende seines Pontifikats beibehielt). (.....)

- Fünfter Schub Wir erleben ihn derzeit live. Er geht von Papst Franziskus aus.

Alle wissen, dass er zum Papst gewählt wurde, um den Augiasstall auszumisten, der im letzten Jahrzehnt des Pontifikats Johannes-Paul II. in der Kurie eingerissen war und sich im Pontifikat Benedikt XVI. ausgebreitet hatte – Stichwort Vatileaks (.....). Aber keiner der Kardinalskollegen hatte im Blick, wie radikal Franziskus die ihm anvertraute Aufgabe angehen würde. Auch er prallt dabei von Tag zu Tag gegen seit Jahrhunderten zementierte Strukturen, aber er konterkariert das

durch seine persönliche, nicht kontrollierbare Unmittelbarkeit, mit der er Traditionen ausbootet und Gesten einer Menschlichkeit setzt, die es nie vorher seitens eines Petrusnachfolgers gab. (.....)

3. Exemplarische Prüfsteine

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchte ich nachfolgend ein paar Problemkreise aufrufen, an denen die Frage der Zukunftsfähigkeit des Christentums zum Austrag kommt. Allen diesen Beispielen stelle ich den Grundsatz voran, dass – menschlich gesehen – in der Geschichte nichts hat so kommen müssen, wie es gekommen ist. Immer sind es geschichtlich nicht vorhersehbare Konstellationen gewesen, die zu großen Veränderungen geführt haben.

Beispiel 1: Verkirchlichung.

Dass die Gläubigkeit einer Katholikin, eines Katholiken an der Häufigkeit seines Kirchenbesuchs oder des Sakramentenempfangs gemessen wird, ist ein relativ junges Phänomen und hängt mit der Konfessionalisierung des Christentums im 18./19. Jahrhundert zusammen. An diesem Maßstab gemessen erscheint die Gegenwart natürlich als beklagenswert. De facto aber hat es in der Geschichte der Kirche immer eine ganze Bandbreite von Zugehörigkeitsdichten gegeben: Vom einmaligen jährlichen Kirchenbesuch zu Weihnachten und Ostern bis zur täglichen Messfeier. Wo eine oder einer sich verortet, hängt vom Gewissensentscheid der Einzelnen ab. Und der Kirche müssen alle – alle! – lieb und teuer sein. Oder mit einem Wort von Papst Franziskus: Die Kirche muss bis an die Ränder der Gesellschaften und Kulturen gehen.

Aber Vorsicht: Das ist kein Freibrief zum Sichsleichtmachen. Vielleicht sollten wir an diesem Punkt etwas von den gläubigen Muslimen lernen: Dass eben nicht alles beliebig ist und dass eine religiöse Gemeinschaft ohne öffentliche Rituale nicht Bestand haben und auch nicht in ihre Lebenswelt wirken kann. (.....)

Beispiel 2: Kirchliche Ämter:

Wenn Katholiken den Satz von der großen Ernte und den wenigen Arbeitern aus dem Evangelium hören, fällt ihnen spontan der anfangs erwähnte „Priestermangel“ ein. Sachlich gesehen ist diese Assoziation ziemlich schräg, weil es im Neuen Testament gar keine Priester im heutigen Sinn gibt. Nur einer wird so bezeichnet: Christus selbst, im Hebräerbrief. Daneben gibt es Jünger wie die Zweiundsiebzig, die

nach Lukas 10,1 zum Verkünden ausgesandt sind, später dann kommen Diakone und Diakoninnen hinzu, Presbyter – zu Deutsch: Älteste – und Episkopen, als Bischöfe. Das sind alles Funktionen im Dienst der Gemeinde, nichts sonst. Das Hierarchische und Klerikale, die Sakralisierung kam erst später durch Einflüsse jüdischer und politisch-römischer Traditionen hinzu. Wie wenig selbstverständlich unser katholisches, in der Regel völlig überzogenes und mystifiziertes Bischofsbild ist, wird etwa daran greifbar, dass der Bischof der Bremischen Evangelischen Landeskirche bis heute einfach „Schriftführer" heißt. Gegen ein schier unausrottbares Klischee muss man sich klar machen, dass die zwölf Apostel keine Priester waren und dass die Bischöfe heute nicht Nachfolger der Apostel, sondern Nachfolger der ersten Gemeindeleiter sind, weil Jesus den Zwölferkreis als einmaliges und einzigartiges Symbol der Neusammlung der zwölf Stämme des Gottesvolkes konstituiert hatte.
Bedenkt man diese Hintergründe ein wenig, dann stellt sich freilich heraus, dass der Priestermangel nicht zuletzt, sondern zuerst aus der radikalen Verengung des kirchlichen Amtes auf eine ganz bestimmte exklusive Gestalt: den männlichen zölibatären Priester kommt.

Beispiel 3: Moral, speziell Ehe und Sexualität.
Bei diesem Themenkomplex eignet spätestens seit der Enzyklika Humanae vitae mit dem Verbot der künstlichen Empfängnisverhütung kirchlichen Weisungen für eine überwältigende Mehrheit auch gläubiger Katholiken nur noch Belästigungscharakter, weil so Vieles, was da gesagt wird, einfach mit dem Leben der Menschen nicht mehr in Deckung zu bringen ist – eine tiefe, bittere Wunde für die Kirche. Papst Franziskus sieht klar, dass es nicht so weitergehen kann wie bisher in der katholischen Moralverkündigung. Deshalb hatte er ja auch die Doppelsynode von 2014/15 einberufen. Dort rang man darum, wie man neue Wege finden könnte, ohne die alten Ideale aufzugeben. Natürlich ist das leichter gesagt als getan. Niemals wird die Kirche ihr altes Ideal der lebenslangen Ehe aufgeben. Klar auch und berechtigt. (.....)Und natürlich auch die Frage homosexueller Partnerschaften. Mein Gott, wer kann denn was dafür, wenn er oder sie so empfindet? Sind sie oder er nicht auch Geschöpfe Gottes, genauso geliebt wie die Heterosexuellen? Wie mit all dem klarkommen? Und auch haben wir so viele Partnerschaften, die nach einem ersten Angang scheitern und im zweiten oder dritten Anlauf gelungen sind, wo Menschen einander Halt und Hoffnung geben und

Kinder bestens aufgehoben sind. Und wo in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften ein Klima entsteht, das auch für nachwachsendes Leben einen offenen Raum hat. (.....)
Was also bleibt in diesen Fragen nach Partnerschaft und Familie? Wenn ich das Schreiben Amoris laetitia von Papst Franziskus, dessentwegen er von erzkonservativer Seite als Häretiker gescholten wird, und die Kommentare einiger Bischöfe recht verstehe, bedeutet das: Erstpersönliche Verantwortung und Barmherzigkeit braucht es. Verantwortung auf Seiten der betroffenen Partnerschaften und der sie begleitenden Seelsorger. Und Barmherzigkeit auf Seiten der Kirche für die Betroffenen wie auf Seiten der Partnerinnen und Partner füreinander – und, ja, das auch, Verständnis und Barmherzigkeit für die Vertreter der kirchlichen Seite, die ja in der Tat die Aufgabe haben, das Erbe des Glaubens zu schützen (nur der Ton muss dabei halt auch stimmen). (.....)

4. Warum bleiben?

Mit diesen drei Beispielen habe ich zugleich eine Antwort zu geben versucht auf die Frage, warum es sich lohnt, in der katholischen Kirche zu bleiben. In erster Person möchte ich sagen: Es lohnt sich zu bleiben, weil der christliche Glaube eine Religion der Freiheit ist, ein Glaube, der um persönliche Verantwortung weiß, um das Gewicht des Gewissens, um die Vielfalt des Lebens und die damit verbundenen Ausnahmesituationen, um die Autonomie des Menschen. Gott ist für uns ja ein Gott, der will, dass es neben ihm auch noch Anderes gibt, nämlich uns und die ganze Schöpfung – und zwar so, dass sich in allem, was es gibt, und besonders in uns Menschen, etwas von seiner Souveränität spiegelt – wir sagen „Würde“ dazu. Gerade darin, dass Gott um des Menschen willen gar nicht mehr Gott sein wollte und darum Mensch wurde, auf dass wir ihm in menschlichem Angesicht begegnen können, wird das offenkundig. Die Kirche als Glaubensgemeinschaft ist darum von ihrem Wesen her so etwas wie ein Ort und Hort der Freiheit mitten in einer Lebenswelt, (....., an dem) einem aus der Kernmitte des Evangeliums (in Worten des Apostels Paulus) gesagt wird: Das christliche Grundwort schlechthin heißt nicht „Du musst“, sondern „Du bist“. Und das reicht, dass es Dich geben darf. Nur: Hören muss man diese Zusage, natürlich auch wollen. Und wenn man sie gehört hat und angenommen hat, wird man mithelfen, diese Quelle der Freiheit – den Glauben der Kirche – in der Kirche zu hüten und zu leben. Dass das zum Konflikt mit kirchlichen Strukturen

führen kann, liegt auf der Hand, weil Strukturen von Natur aus wenig innovationsfreudig, aber für das Zusammenleben von Menschen dennoch wichtig sind.

Dr. Klaus Müller ist Professor für Fundamentaltheologie und Direktor des Seminars für "Philosophische Grundfragen der Theologie" an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster;
Zum Weiterlesen steht der vollständige Text unter
www.freckenhorster-kreis.de/aktuelles

Umkehr zur jesusgerechten Kirche im Dienst an einer menschengerechten Welt

Predigt zum 60jährigen Dienstjubiläum von Pfarrer Ferdinand Kerstiens, Marl

Biblische Texte: Jesaja 58, 1-9a; Markus 3, 1-6

Ferdi hat uns eingeladen, mit ihm zusammen zu feiern, um sechzig Jahre im Dienst der Kirche zu erinnern. Ferdi erkennt dankbar an, wie viel mehr er in den vergangenen sechzig Jahren durch die Gemeinde, durch uns - die Weggefährtinnen und Weggefährten - geworden ist als kraft eigener Leistung. Dabei spielt Christel Bussmann eine besondere Rolle. Sie hat mit Ferdi ein Zuhause geschaffen, aus dem er bis heute seine Kraft schöpft für seine hoffnungsvoll widerständige Hartnäckigkeit. Er kann Freude und Hoffnung uneingeschränkt teilen. Er weiß sich in Trauer und Leid von Christel mitgetragen. Mit Deinem Dank, lieber Ferdi, erinnerst Du zugleich uns alle daran, dass in jeder und jedem von uns ein göttlich Kostbares steckt, das in den anderen nicht ist.

„Umbrüche"

Eine List des Heiligen Geistes hat uns zu dieser Stunde hier in Sankt Heinrich Marl zusammengeführt; zu einer geschichtlichen Stunde, in der ein bestimmtes Kirchenmodell sein Damaskus erlebt. Es fällt vom hohen Ross. Als „Umbrüche" hat Ferdi bereits seine lebens- und kirchengeschichtlichen Erinnerungen bezeichnet. In diese Umbrüche wa-

ren wir alle zu dieser oder jener Zeit, passiv oder aktiv, mehr oder weniger einbezogen. Die Umbrüche, von denen Ferdi erzählt, verstehe ich als Passagen eines ganzheitlichen Umkehrprozesses zu einer jesusgerechten Kirche. Drei solcher Passagen möchte ich hier in Erinnerung rufen:

1. Der Bruch im Weltbild,
der Zusammenbruch des „Christlichen Abendlandes" - erkennbar in seinem schändlichsten Symbol Auschwitz. Rudolf Höss – der Kommandant von Auschwitz – hat das gleiche Credo und das gleiche „Vaterunser" gesprochen wie seine Opfer Edith Stein und Maximilian Kolbe. Der Gott des Rudolf Höss jedoch ist ein anderer als der Gott des Maximilian Kolbe und der Edith Stein.
Dem war fünfhundert Jahre zuvor ein anderer Bruch des „Christlichen Abendlandes" voraufgegangen. Daran haben uns die Freundinnen und Freunde aus Lateinamerika im Jahr 1992 erinnert: Sie wollten nicht „500 Jahre Evangelisierung" feiern, wie es der Vatikan verlangte. Sie wollten 500 Jahre Widerstand begehen gegen den Eroberungszug der Europäer mit seiner breiten Blutspur. Damit lehrten sie uns ebenfalls die Unterscheidung der Götter: Der Gott des Bartolomé de las Casas ist ein anderer als der Gott des Hernan Cortez.

2. Dieser Bruch im Weltbild hat vor sechzig Jahren einen zweiten Umbruch bewirkt: Der Bruch im Kirchenbild.
Wenige Wochen vor Ferdi`s ADSUM bei der Priesterweihe, seinem „Hier bin ich: Sende mich!" (vgl. Jesaja 6,8), hatte Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 die Konzilsidee in die Welt gesetzt. Zum ersten Mal in der Geschichte kommen im II. Vatikanischen Konzil „Menschen aus allen Völkern und Nationen zusammen [...] zur Heilung der Narben der beiden Kriege, die das Antlitz aller Länder tief verändert haben." (Johannes XXIII. Rundfunkansprache v. 11. Sept. 1962). Johannes leitet der Gedanke: Die Kirche hat der Menschheit zu dienen. Das Konzil bricht im Prinzip mit der Konstantinischen Ära von 1500 Jahren. Durch Johannes und die Bischöfe des Katakombenpakts wird die Kirche der Armen wiederentdeckt; in Medellin 1968 – im Pfingsten Lateinamerikas – zum Leitfaden für die dortige Kontinentalkirche. Daraus erwachsend die Begegnung mit den Kirchenvätern und Kirchenmüttern der Basisgemeinden in Palmares und Sol Nascente/Brasilien, mit den Prophetengestalten Dom Helder Camara, Antonio Fragoso, Paulo Evaristo Arns, Adriano Hypólito. Die Begegnungen mit

ihnen haben uns in Wahrheiten eingeführt, die wir noch nicht entdeckt hatten. Seitdem verwechseln wir die Jesusbewegung der kleinen Leute nicht mehr mit einer feudalhierarchischen Kirchenstruktur.

3. In diesen beiden Umbrüchen bereitet sich ein dritter vor: der Bruch des Gottesbildes.

Ein Bruch mit dem traditionellen Gottesbild, das Gott und Macht stets aneinander bindet. Gott als allmächtige Macht oberhalb aller irdischen Realitäten verdoppelt nur die Macht der Mächtigen dieser Erde. Das Evangelium des Ersten und des Zweiten Testaments dagegen offenbart einen Gott, der einer völlig anderen Logik folgt. Der Gott des Jesaja und der Gott Jesu ist der "Abba-Vater - unsterblich ins Leben der Menschen verliebt".

Der Gott des Evangeliums ist nicht der Konkurrent der Menschenwürde. Gott steht gerade an der Seite derer, denen diese Würde vorenthalten wird. Die Gottheit des Lebens ist die Anstifterin zum Aufstand gegen das Unrecht, das Menschen den Tod bringt. Dieser Gott braucht keine Religion. Mit den Worten des ermordeten Bischofs Romero: *„Gott wird geehrt, wo und wenn die Armen leben können.*" Und mit den Worten Jesajas: *„Das ist ein Fasten, das ist ein Gottesdienst, wie ich ihn liebe: /die Fesseln des Unrechts zu lösen, / die Stricke des Jochs zu entfernen, die Versklavten freizulassen, / jedes Joch zu zerbrechen." (Jesaja 58, 6 ff.)*

Dass wir - allem Missbrauch von Macht, Gewissen und Sexualität zum Trotz - diese Einsichten noch nicht aus dem Gedächtnis verloren haben, können wir nur als List des Heiligen Geistes verstehen. Von ihm haben wir uns mit Ferdi antreiben lassen.

Umkehr zum Evangelium

So kann, was wir als Bruch erfahren, was uns als „Krise" erscheint, ein weiterer Schritt der Umkehr werden, eine Zeit der Gnade sein. Möglicherweise entstehen Bedingungen, in denen das Evangelium auf neue Art und Weise zu uns spricht. Vom hohen Ross gefallen - wie Paulus vor Damaskus - wird die Kirche das Projekt Jesu neu entdecken.

Wenn wir aus dieser Perspektive das heutige Evangelium wieder lesen, gehen uns die Augen auf. In der eben gehörten Szene aus dem Markusevangelium erkennen wir das ganze Projekt Jesu - wie in einem Prisma. Eine Art Weltdrama in einem unbedeutenden Winkel des Imperiums, in der Synagoge von Kafarnaum.

Die Szene findet an einem Sabbat in der Synagoge statt. Der Sabbat – Bundeszeichen zwischen Gott und Gottes Volk – verkommt unter den „Gottesbesitzern" zum Maßstab für Gesetzesgehorsam und Hörigkeit. Der Blick Jesu fällt auf einen Mann mit einem gelähmten Arm. Auf einen Mann, der sein Leben nicht mehr mit seiner Hände Arbeit sichern kann. Plötzlich unterbricht Jesus den Gottesdienst und sagt zu dem Mann: *„Steh auf und stell dich in die Mitte."* Die Verwalter der Religion beobachten ihn genau. Ist es nicht eine Provokation, einen kranken Menschen am Sabbat in die Mitte der Synagoge zu stellen? Bedeutet das nicht, den Menschen an die Stelle Gottes zu setzen? Jesus fordert alle Anwesenden mit seiner bitter ironischen Frage heraus: *„Was ist am Sabbat erlaubt: Gutes zu tun oder Böses, ein Leben zu retten oder es zu vernichten?"* Sein Glaube an den Gott, der unsterblich ins Leben der Menschen verliebt ist, macht ihn empört darüber, dass Gottesdienst und Menschendienst gegeneinander ausgespielt werden: *„Er schaut sie alle der Reihe nach an, voll Trauer und Zorn über ihr verstocktes Herz"*. Jesus rebelliert gegen krankhaftes Verhalten aus religiösen Wurzeln (gegen Untertanengeist, Heuchelei, Rigorismus). Die Verwalter der Religion schweigen, aber Jesus heilt den Kranken. Er bricht das Gesetz des Sabbats. Der empörte Jesus erinnert an das Bündnis fürs Leben, das Gott und Gottes Volk geschlossen hatten. Gottes Wille sucht immer nach Leben und Befreiung. Religion, die menschliches Leid zu ignorieren trachtet, ist Götzendienst. *„Der Sabbat ist für den Menschen gemacht und nicht der Mensch für den Sabbat"* (Mk 2,27). Nicht Gott schließt aus, sondern menschengemachte Gesetze und Institutionen. Nicht Gott marginalisiert, sondern Religionsverwalter, gleich welcher Couleur. Seitdem hätte klar sein können, dass niemand im Namen Jesu ausgeschlossen werden darf; dass Jesus zu folgen bedeutet, vor keinem „Unreinen" entsetzt zu sein, keinem Ausgeschlossenen das Willkommen zu verweigern. Für Jesus ist entscheidend der leidende Mensch, nicht das Gesetz. Kein Gesetz irgendeiner gesellschaftlichen Institution hat Vorrang vor dem Leben des Menschen, weder das Gesetz eines Staates noch das einer Kirche. Darüber sind die Verwalter der Religion empört. Sie planen deshalb seinen Tod, statt sich mit dem Geheilten zu freuen.

Die Umkehr zum Jesus des Evangeliums lässt uns besser erkennen, was die Geschichten der Evangelien erzählen. Sie erzählen nicht, welch übermenschliche Wundertaten ein privilegierter Gottessohn ge-

tan hat. Sie erzählen, was Jesus – von seinem Gottesglauben angestiftet – tut. Sie erzählen, was Menschen durch Jesus an sich selbst erfahren. Er befreit von Ängsten, treibt nicht in sie hinein. Er rückt die Liebe Gottes zum Leben in die Mitte, nicht das Gesetz. Er weckt Compassion (Mitgefühl), nicht Resignation. Die Geschichten erzählen, wie Menschen umkehren, wie sie ihre Sicht auf die Welt, auf die Kirche, auf Gott verändern, sobald sie mit Jesus in Kontakt kommen. Die Bekehrten erzählen, wie sie sich selbst als Töchter und Söhne Gottes erkennen. Umkehr tut gut.

Sie sind es, die diese Geschichten niederschreiben. Damit andere nach ihnen sie sich weiter erzählen und gleiche Erfahrungen machen können. Auch wir erzählen sie uns wieder, um uns nicht dem Geist dieser Welt zu unterwerfen (vgl. Röm 12, 2), sondern den Weg Jesu zu gehen. Mit uns geschieht etwas, wenn wir nicht an Jesus glauben, sondern wie Jesus glauben. Die Umkehr befähigt uns, mit unserem kleinen Leben an Gottes großem Projekt mitzuwirken, eine menschengerechte Welt zu schaffen.
Wenn wir heute auf sechzig Jahre Wegstrecke zurückblicken, werden wir vielleicht erkennen, dass wir darin erst ganz kleine Schritte der Umkehr zu beginnen wagten. Aber wir werden uns dessen nicht gram sein. Die Umkehr zum Jesus des Evangeliums ist nie zu Ende und kein Schritt vergeblich. *„Jesus kann immer noch die geistlos gewordenen Schablonen zerbrechen, in denen wir uns anmaßen, ihn gefangen zu halten“,* sagt Papst Franziskus. (Evangelii gaudium Nr. 11)

Und Ferdi macht uns Mut mit seiner Einsicht: „Die große Hoffnung auf die neue Welt Gottes, in der alle Platz haben und die wir das Reich Gottes nennen - diese große Hoffnung geschieht immer im Tun des nächsten Schritts“. So sei es.

Norbert Arntz

Glut in der Stadt

Norbert Mette

Auszug aus einem Vortrag anlässlich des Jubiläums „40 Jahre `Neues Gasthaus´" am 27.11.2018 in Recklinghausen

Im Programm ist der heutige Abend angekündigt mit dem Titel „Glut in der Stadt". (Man) hatte mir allerdings zugestanden, dass ich frei mit dieser Überschrift umgehen könne. Nichtsdestotrotz hat es mich gereizt, ein paar Assoziationen darüber anzustellen, woran die, die den Arbeitstitel „Glut in der Stadt" formuliert haben, dabei wohl gedacht haben. Die Formulierung klingt programmatisch. Sie oszilliert zwischen dem Indikativ „Es gibt sie, die Glut in der Stadt" und dem Imperativ „Es soll sie geben, die Glut in der Stadt". Was könnte das sein, diese „Glut in der Stadt"? Laut dem freien Wörterbuch im Internet „Wiktionary" hat „Glut" zwei Bedeutungen: Ursprünglich bezeichnet sie „glühendes Material, Verbrennung ohne Flammbildung". Materialien wie Holz und Kohle bilden im Laufe des Verbrennungsprozesses eine Glut. Irgendwann, wenn kein Material zum Brennen mehr vorhanden ist, kommt sie zum Erlöschen. Solange sie vorhanden ist, geht von ihr Wärme in die Umgebung hinein aus. Man kann sich also selbst an ihr wärmen, man kann die Wärme auch nutzen, um über ihr zu kochen oder zu braten. Die Glut kann allerdings auch gefährlich werden, wenn sie sich unkontrolliert verbreitet. Der durch die Bundeswehr verursachte Moorbrand im Emsland in diesem Jahr war dafür ein dramatisches Beispiel – oder jüngst die Waldbrände in Kalifornien. „Glut" kann aber auch eine übertragene Bedeutung im Sinne einer menschlichen Eigenschaft annehmen. Man spricht etwa von einer „glühenden Leidenschaft" oder von einem „glühenden Herzen", von der „Glut in den Augen". Gemeint ist, dass Menschen von so etwas, wie es Glut im materiellen Sinne bewirkt, umgetrieben werden können, von Begeisterung über etwas so erfasst sein, dass sie das mit Leib und Seele ausstrahlen. Wenn von „Glut in der Stadt" die Rede ist, ist wohl diese übertragene Bedeutung von Glut gemeint. Sie richtet sich auf Fragen wie: Was macht die Stadt in ihrem innersten Kern aus? Was treibt sie an? Was strahlt sie aus? Was macht sie aus – für die Menschen, die in ihr wohnen, und für die, die zu ihr von auswärts kommen, um in ihr zu arbeiten oder einzukaufen oder sich zu amüsieren? Und noch

weiter: Wer betreibt die Glut? In welchem Interesse oder Anliegen tut er oder sie oder tun sie das? Wem kommt das zugute und wem nicht? So und ähnlich spuken die Assoziationen zu dem Arbeitstitel des heutigen Abends in meinem Kopf herum. Ich lade sie ein, sich davon zu eigenen Assoziationen anregen zu lassen.
Eins kommt jedoch hinzu und das hilft, mit den Assoziationsketten jetzt nicht uferlos zu werden: Die Rede von „Glut in der Stadt" erfolgt heute Abend an einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Zusammenhang, nämlich mit Bezug auf die Kirche bzw. den Glauben in der Stadt. Dann lässt sich die Frage, um die es gehen soll, so formulieren: Hat die Kirche, haben die Christen und Christinnen etwas mit der „Glut in der Stadt" zu tun – oder auch: sollten sie etwas damit zu tun haben? Wenn ja, inwiefern, auf welche Weise und mit welchen Auswirkungen? .....

Die Frage ist nun: Gibt die hier skizzierte biblische Spiritualität der Gottesgerechtigkeit Anhaltspunkte und Perspektiven an die Hand für eine Aktualisierung auf die heutige Situation hin? Insbesondere drei Punkte möchte ich als Antwort darauf hervorheben: Zum einen: Die Gerechtigkeit wird daran bemessen, wie mit den Schwächsten, den Armen und Benachteiligten umgegangen wird. Zum Zweiten: Es gilt, dass, wenn das, was vorhanden ist, gerecht untereinander geteilt wird, genug für alle da ist. Zum Dritten: Gerechtigkeit und Solidarität verweisen über die ethische und politische Dimension hinaus auf einen alles Handeln erst ermöglichenden Grund oder Horizont. Diese drei Punkte stehen im Gegensatz zum neoliberal okkupierten politischen und ökonomischen Denken und Tun in unseren Tagen. Alles dreht sich um Geld, um Fortschritt, um Macht; um Konsum, kurz: ums Haben statt Sein, und wer damit nicht konkurrieren kann, bleibt auf der Strecke, wird – wie Papst Franziskus es formuliert – zum überflüssigen Müll erklärt und kommt vorzeitig zum Tod. Diese biblischen Perspektiven halten dazu an, auf die Schaffung einer im wahrsten Sinne des Wortes notwendigen Gerechtigkeit hinzuwirken, die den im Zuge der Globalisierung sich stellenden Herausforderungen gemäß ist. Sie lassen nicht einfach hinnehmen, was die Propaganda vonseiten Politik und Ökonomie einzubläuen versucht, nämlich dass es keine Alternativen zu dem aller Welt aufoktroyierten neoliberalen Kurs gebe. Vielmehr beharrt Jesu Botschaft vom Reich Gottes darauf, dass eine andere Welt möglich ist. Sie gibt den Ort an, wo und an welcher Seite heute Christen und Christinnen in ihrem Einsatz für Gerechtig-

keit und Solidarität agieren bzw. zu agieren haben. „Für uns sind Einsatz für die Gerechtigkeit und die Beteiligung an der Umgestaltung der Welt wesentlicher Bestandteil der Verkündigung der Frohen Botschaft, d.i. der Sendung der Kirche zur Erlösung des Menschengeschlechts und zu seiner Befreiung aus jeglichem Zustand der Bedrückung.“ (6) So heißt es im Schlussdokument der Römischen Bischofssynode von 1971, die über die Gerechtigkeit in der Welt gehandelt hat. Dabei betont dieses Dokument auch, dass, soll dieser Einsatz für Gerechtigkeit in der Welt glaubwürdig sein, es in den eigenen Reihen der Kirche gerecht zugehen muss (vgl. 40-49).
Genau auf dieser Fährte bewegt sich nunmehr seit 40 Jahren das sozial-spirituelle Engagement der Menschen, die das Projekt Gastkirche und Gasthaus in Recklinghausen zum Leben bringen. Ich brauche das nicht eigens zu erläutern. Ein Blick auf die Aktivitäten, wie sie sich hier vollziehen und im Programm geballt nachgelesen werden können, genügt: Sie reichen von dem Willkommenheißen für die Freunde von der Straße über praktizierte Solidarität für eine gerechte Welt sowie dem helfenden Einstehen, „wo Menschen der Hilfe oder auch nur eines ermutigenden Wortes, einer gutgemeinten Geste bedürfen“ und anderem mehr bis hin zu einer geerdeten Spiritualität. Aus dem Glutkern biblischer Spiritualität heraus bilden das Gasthaus und die Gastkirche auf diese Weise gewissermaßen einen wärmespendenden Glutofen in der und für die Stadt.
Postskriptum: Papst Franziskus dürfte seine Freude an der Gastkirche und dem Gasthaus haben. Hatte er doch als Kardinal Bergoglio im Vorkonklave gesagt und in seinem programmatischen Schreiben „Evangelii gaudium“ bekräftigt: Die Kirche sei „aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz“. Dazu braucht man hier nicht mehr aufzurufen; wird es doch schon seit nunmehr 40 Jahren praktiziert.

Zum Weiterlesen: Der vollständige Text mit Fußnoten und Anmerkungen steht unter
www.freckenhorster-kreis.de/aktuelles

ABENDMAHL – HERRENMAHL – EUCHARISTIE

- unsere Sehnsucht nach Tischgemeinschaft -

(Ein Diskussionsbeitrag anlässlich der Konziliaren Versammlung „Zeichen der Zeit", Frankfurt 10.2012)

Heinz Bernd Terbille, Freckenhorster Kreis

1. Einleitung

Die Eucharistie, das Herzstück katholischer Identität, steckt in der Krise. In offiziellen Stellungnahmen wird zwar immer wieder die pastorale und theologische Bedeutung der Eucharistie mit großen Worten beschrieben, gleichzeitig sinkt aber stetig die Zahl der sonntäglichen Gottesdienstteilnehmer, z.T. furchterregend und für Gemeinden Existenz bedrohend.

Zwar hat die ökumenische Diskussion zu substantiellen Verständigungen über das „Herrenmahl" geführt. Gleichzeitig sind aber für nicht theologisch geschulte Christinnen und Christen das Verständnis der altkirchlichen Eucharistie, der mittelalterlichen Messe, des tridentinischen Messopfers oder der gegenwärtigen Betonung der Mahlgemeinschaft [1] fraglich bis unverständlich geworden.

So fragt Thomas Söding, Professor der Ruhr-Universität Bochum, in seinem Beitrag „Tut dies zu meinem Gedächtnis" [2] einleitend zum Thema „Eucharistie – Positionen Katholischer Theologie": „Ist Eucharistie ein Opfer?" „Ist das Opfer ein Mahl?" „Ist das Mahl ein Ritus? „Ist der Ritus ein Kult?" „Ist der Kult Eucharistie?" Die dogmatischen, liturgischen, soziologischen und kulturwissenschaftlichen Definitionen hinter diesen Fragen müssen sich an den neutestamentlichen Texten messen lassen und an dem Geschehen, das sie bezeugen.

Jede dieser Formeln, wenn wir sie denn statt als Frage als Aussage formulieren, ist daraufhin zu befragen, was sie davon wie erklären kann von jenem Mahl, das Jesus vor seiner Verhaftung und Hinrichtung gefeiert hat, von Jesus selbst, der konsequent für seine Gottverbundenheit in den Tod ging, und vom Osterereignis her, in des-

---

1 Franz Josef Nocke, Eucharistie als Sakrament kirchlicher Einheit, archiv/ikvu/abendmahl/nocke-tischgem....

2 Thomas Söding, Tut dies zu meinem Gedächtnis" in: Thomas Söding, Eucharistie – Positionen Katholischer Theologie, Pustet, Regensburg, 2002 S 11

sen Deutung die Gemeinschaft der an Jesus Glaubenden das (Pascha)mahl feiert.

Aus den vielen möglichen Zugängen – dogmatische, liturgische, exegetische – wähle ich das Mahlverständnis in den biblischen Texten des NT, wohl wissend, dass ich mich, anknüpfend an gegenwärtige Essens- und Mahlerfahrungen, damit nur einem Aspekt des komplexen Eucharistieverständnisses nähere und keine umfassende Deutung geben kann, wenn sie denn überhaupt möglich ist.

2. Annäherungen

Aller Fast-Food-Erfahrung mit dem Ziel der atmosphärelosen Sättigung zum Trotz wissen viele Zeitgenossen zu unterscheiden zwischen feierlichem Mahl, alltäglicher Mahlzeit in der Familie, gemeinsamem Mahl in einer Kantine, einem Arbeits- und Geschäftsessen. Essen hat etwas Gemeinschaft - Stiftendes, hat eine wichtige soziale Komponente, vermittelt Zusammengehörigkeit. Gemeinsames Essen ist mit leiblichem und seelischem Wohlbefinden verbunden („ich tue mir und dir etwas Gutes"). Gemeinsames Essen vermittelt Gastfreundschaft und Einladung – füreinander und untereinander - . Essen ist wesentlich mehr als nur Sättigung.

3. Abendmahl – Herrenmahl – Eucharistie in Texten des NT [3]

Wie hat Jesus „sein Mahl" gefeiert und verstanden? Bei der Durchsicht der synoptischen Evangelien und des 1. Korintherbriefes taucht schon eine erste Schwierigkeit auf. Markus, Matthäus, Lukas und auch Paulus berichten uns die Handlungen und Worte Jesu über Brot und Wein, die ja bis heute das Zentrum katholischer Tradition sind, recht unterschiedlich. Der Evangelist Johannes berichtet nichts darüber. Ihm ist die Schilderung der Fußwaschung in diesem Kontext wichtiger.

Bevor ich näher auf die Einsetzungsworte eingehe, will ich auf drei Aspekte aufmerksam machen:

- In allen Gemeinden des frühen Christentums – anfänglich judenchristliche Synagogen- oder Hausgemeinden (Beispiele: die „matthäische Gemeinde in Antiochia, die Hausgemeinden in Korinth), später auch paganichristliche Gemeinden, wurde das Herrenmahl,

[3] Siehe Anhang zum Begriff „Abendmahl"

das deipnon-kyriakon (deipnon = Abendessen) gefeiert. Daraus kann man folgern, dass die Feier des Herrenmahles in der frühen Christenheit eine der stärksten Klammern war, welche die verschiedenen christlichen Gemeinden aneinander band und sie zugleich mit ihrem Herrn, dem auferstandenen Christus verband.

- Die Einsetzungsworte zum Herrenmahl sind verschieden überliefert. Das mag heutige Exegeten und erst recht Dogmatiker in Verlegenheit bringen. Für die Redakteure des NT bedeutete dies keine Verlegenheit bei der Kanonisierung der Schriften, sondern eher ein Hinweis auf den großen Reichtum von Gottes Gabe und auf die ökumenische Weite der jungen Kirche.
- Im NT ist viel von Gemeinschaft und Einheit die Rede, die das Herrenmahl stiftet und ausdrückt, dagegen sehr wenig von den Grenzen, welche dieser Gemeinschaft gesetzt sind. Das Herrenmahl ist ein Gemeinschaftsmahl der Getauften; denn die Teilnahmebedingung ist das Getauftsein in Christus. Grenzen, welche die Kraft des Herrenmahles in Frage stellen, liegen bei Paulus in der Pervertierung des Mahles selbst und durch die Verletzung der sozialen Solidarität (1Kor 11,21f). Sonst gibt es keine Grenze, welche die Zulassung der Getauften zum Herrenmahl bestimmen würde. Vielmehr gilt, dass alle Getauften von Christus zum Herrenmahl „zu seinem Gedächtnis“ eingeladen sind.

  Fazit: *Im neutestamentlichen Herrenmahl ist Christus der Herr, der einlädt, der über das Herrenmahl verfügt, er allein. Durch die neutestamentlichen Zeugen werden das Herrenmahl und sein Reichtum interpretiert, aber nicht lehrhaft oder kirchenrechtlich definiert.*

4. Die Einsetzungsworte im Vergleich

Mk 14,22-25 / Mt 26,26-29 / Lk 22,15-20 / 1.Kor 11,23-25

- **Die Evangelisten Markus und Matthäus** schreiben einen Bericht. Beiden geht es um die Erinnerung an den Tod Jesu und an das, was durch ihn für die Gemeinden geschehen ist. Die Elemente Brot und Wein stehen nicht im Zentrum des Interesses, sondern offensichtlich der ganze Vorgang des Brotbrechens. Ulrich Lutz, Prof. für NT an der Universität Bern, verweist darauf, dass beim Brotwort „gar nicht das Brot, sondern offensichtlich der ganze Vorgang des Brotbrechens gedeutet wird: Nur so ist das sächliche ‚dies (touto) ist mein Leib’ erklärbar. ‚Brot’ ist im Griechischen männlich, nicht sächlich; ‚dies’ kann sich grammatikalisch gar nicht auf Brot beziehen

(im Deutschen, wo Brot sächlich ist, fällt das nicht auf).[4] Dem entspricht das Deutewort zum Wein. Nicht Wein an sich ist gemeint, sondern der Becher, vermutlich das Kreisen des Bechers unter den Schülern, die alle daraus trinken sollen. Auf keinen Fall kann hier eine Realpräsenz Christi in Brot und Wein gemeint sein. Was in diesen Berichten hier Jesus tut und deutet, ist als eine prophetische Zeichenhandlung zu verstehen, an der die Schüler Jesu – heute die Christen in den Gemeinden – durch ihr Essen und Trinken beteiligt sind. Die Gemeinde wird durch ihr Essen und Trinken mitbeteiligt am Tod Christi und auch an dem Segen, der von ihm ausgeht, bei Mt. die Sündenvergebung. Die gemeinschaftliche Erfahrung ist nach diesen Texten also viel wichtiger als eine lehrhafte Diskussion.

- **Der Evangelist Lukas** hat das Bedürfnis, das Mahl als Paschamahl zu schildern, worauf das Kreisen des Bechers zum Beginn des Mahles und nach dem Brotwort verweist. Die Leser bekommen einen Bericht über das letzte Mahl der Schüler mit Jesus, weniger einen liturgischen Text. Erst ab Vers 19 schlägt der Text in die Schilderung einer Abendmahlliturgie um. Jesus tut plötzlich etwas Ungewöhnliches. Er deutet das Brechen des Brotes und das Trinken aus dem Becher auf neue Weise, nämlich auf seinen bevorstehenden Tod hin. Damit verweist Lk auf die spätere kirchliche Deutung, der synoptischen Abendmahltexte, indem sie sagte, nach dem Essen hat er das „Sakrament der Eucharistie" eingesetzt. Lk 22,19f ist darum für die Frage wichtig, wie die lukanischen Gemeinden das Herrenmahl und seine Einsetzungsworte interpretiert haben.
- **Das paulinische Verständnis des Herrenmahles:** In Ephesus erfährt Paulus von Problemen und Spannungen in der korinthischen Gemeinde. In seiner Stellungnahme zum Problem des Götzenopferdienstes und des Götzenopfermahles fügt Paulus in 1.Kor 10,16f die Deutungskategorie „Teilhabe = Koinonia" ein. An dieser Stelle im Korintherbrief klingt etwas an, das an Realpräsenz denken lässt. Mit Teilhabe am „Blut Christi" ist wohl Teilhabe am Tod Christi und mit Teilhabe am „Leib Christi" ist wohl Teilhabe an seinem gekreuzigten Leib gemeint. Die Teilnehmer am Herrenmahl sollen also teilhaben an der Erlösungstat Jesu, im Unterschied zur Teilnahme am Tisch der Götzen / der bösen Geister, bei der es ja um eine Teilhabe an dämonischen Mächten ging. Es ist also nicht die sakramen-

---

4 Ulrich Lutz, Das Herrenmahl im Neuen Testament, in: Bibel und Kirche, Stuttgart, 1/2002 S.4

tale (mysterion) Kommunion (Teilhabe / Kononia) beim Herrenmahl das Wesentliche, sondern die Macht des Herrn analog zur die Macht der Dämonen (Vgl. 1. Kor 10,19: Götzenopferfleisch). Wenn aber die Korinther sich nicht auf die Macht des Herrn verlassen, die im Herrenmahl wirksam ist, sondern nur auf die Macht der Zeichen (Götzenopferfleisch vs. Brot und Wein), dann helfen ihnen auch die Sakramente nichts.

- Mit der Behauptung „Miteinander ohne einander Essen" will ich den bekannten aber häufig falsch gedeuteten Text 1 Kor 11, 17 – 30 näher erklären. Die Gemeinde von Korinth verdankt ihre Existenz wohl dem Apostel Paulus. Darum ist er stinkig und sauer, als er in Ephesus erfährt, dass es in der Gemeinde schwere Spannungen und sogar Spaltungen gibt. Darum schreibt er deutliche Mahn- und Machtworte an die Gemeinde. Gleichwohl scheint das eigentliche Problem für Paulus nicht die Spaltung zu sein. Damit geht er verhältnismäßig locker um. Das Problem, das Ärgernis des Paulus liegt anders: Die Verse 1.Kor 11,17-22 beschreiben die Perversion des Herrenmahles zur Unwürdigkeit. Hier wird zunächst deutlich, dass es sich bei dem Herrenmahl um etwas anderes gehandelt haben muss als um unsere heutige Messfeier (Eucharistiefeier) mit ihren liturgischen und rechtlichen Vorschriften. Bei unserer heutigen Messe (Eucharistiefeier) isst niemand seine eigene mitgebrachte Speise, sondern eine Hostie (hostia = Opfertier). Und auch bei den sonst sparsamen Sonderfällen einer Messe bei besonderen Anlässen wird man von dem gereichten Wein kaum betrunken. Wie damals die Herrenmahlfeier tatsächlich aussah, wissen wir heute nicht mehr genau. Aber aus dem Paulusbrief können wir schließen, dass Gemeindemitglieder das Mahl zu einem unwürdigen Mahl pervertierten, indem sie es zu eigener Sättigung und zum Besäufnis missbrauchten.
- In Vers 22 wird deutlich, dass es sich also um einen sozialen Konflikt handelt. Es gab Gemeindemitglieder, die etwas zum Essen und Trinken mitbringen konnten, und andere, Sklaven und Hafenarbeiter, die dies nicht konnten, weil sie nichts hatten. Aus dem Text lässt sich mit Sicherheit rekonstruieren, dass die Habenden nicht mit den Habenichtsen geteilt haben, entweder, weil nichts mehr da war, als die Ärmeren , vielleicht wegen langer Arbeitszeit, dazu kamen, oder weil die Regel galt: jeder verzehrt das Eigene nach der Devise: Wenn jeder für sich selbst sorgt, ist für alle gesorgt. Paulus antwortet nicht mit einer Moralpredigt, sondern er erinnert in Bezug auf soziales Verhalten an die Gemeindetradition, die er auf Jesus zu-

rückführt. Der tiefere Sinn des Tuns der Gemeinde liegt also nicht in der Sättigung, sondern in der Erinnerung und Vergegenwärtigung Jesu und seine Hingabe bis zum Tod, wo immer zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind. Jesus hat, so sagt Paulus, sich selbst im Zeichen von Brot und Wein hingegeben. Er fordert seine Schüler auf, es ihm nachzutun. Das gemeinsame Mahl soll ein solches Tun ermöglichen. Darum ist Paulus auch davon überzeugt, dass das unsoziale Verhalten der Gemeinde von Korinth für sie letztlich „tödlich" ist. Wenn das Herrenmahl nämlich die Vergegenwärtigung des Leibes Christi sein soll, dann kann nicht sein, dass damit verbunden so getan wird, als gehörten nicht alle in Christus Getauften dazu. Die Gemeinde hat sich, wie Paulus in seinem Gleichnis vom Leib ausführt, als Gemeinde in tödliche Gefahr gebracht. Fazit: Der Blick auf Brot und Wein als „Leib und Blut Christi" (auf Leben und Sterben Christi) hilft in jedem Fall, das Soziale an Jesu Vermächtnis, als Gemeinde Leib Christi und als Einzelner Glied dieses Leibes zu sein, zu erkennen.

5. Notwendigkeit der Tischgemeinschaft heute

Ich habe zu zeigen versucht, dass die Feier des Herrenmahles, des Abendmahles (M.Luther), der Eucharistie schon im frühen Christentum eines der stärksten Bindeglieder war, das die verschiedenen christlichen Gemeinden wie in einem Netzwerk aneinander band und sie zugleich mit ihrem Herrn, dem auferstandenen Christus, verband.

Die Vielfalt der verschiedenen Interpretationen, welche die verschiedenen Fassungen der Einsetzungsworte zeigen, wurde nie als definitorisch oder lehramtlich exklusiv verstanden. Die Einsetzungsworte waren auch nicht an bestimmte Ämter gebunden, denen auf Grund einer Weihe Vorsteherrechte und liturgische Leitungen vorbehalten waren. Diese Ämter entstanden unter sich wandelnden gesellschaftlichen, politischen und religiösen Bedingungen erst später. Der Reichtum an Interpretationen im neutestamentlichen Kanon könnte Anreiz sein, angesichts des dramatischen Rückgangs weihebasierter Gemeindeleitungen nach heute möglichen Formen zu suchen, als Gemeinden unter der Leitung von fähigen und beauftragten (ordinierten) Christinnen und Christen ein Netzwerk von Erinnerungs- und Erzählgemeinschaften zu sein, die ihr Zentrum in eucharistischer Tischgemeinschaft feiern.

6. Anhang zum Begriff Abendmahl, Herrenmahl, Eucharistie

Der Begriff Abendmahl geht auf eine Übersetzung des griechischen

Wortes deipnon = Abendmahl / Gastmahl durch M. Luther zurück.
In der röm. kath. Kirche wird von Kommunion (lat.: communio = Gemeinschaft) und von Eucharistie (griech.: Danksagung) gesprochen, so in den ignatianischen Briefen u. a. an die Gemeinde von Ephesus (um 110 n.Chr.), in der Didache und in paulinischen und postpaul. Briefen.
In ökumenischen Dialogen hat sich der Begriff Herrenmahl durchgesetzt. Im NT wird auch der Begriff „Brotbrechen" für die Mahlfeier verwendet.

Die Kirche verprasst ihr Erbe – Eine vorösterliche Predigt

© Monika Eyll-Naton – 31. März 2019

Liebe Mitchristen, liebe Schwestern und Brüder,
das Gleichnis vom barmherzigen Vater – die Paradegeschichte für eine Predigt in der Fastenzeit, um mit Ihnen darüber nachzudenken, was Umkehr bedeutet und wie wir uns auf das kommende Osterfest vorbereiten können. Doch ich bin in diesem Jahr dazu überhaupt nicht in der Lage. Wie kann ich, die ich als Hauptamtliche für die Kirche stehe, Ihnen irgendetwas über Umkehr und Buße sagen. Jedes einzelne Wort bliebe mir im Hals stecken.
Ich wage mich trotzdem an dieses Gleichnis heran, aber aus einer anderen Perspektive. Der barmherzige Vater, ja, das ist auch aus meiner Perspektive Gott, der uns liebt. Der uns nachgeht. Der um uns wirbt. Der uns seinen Sohn gesandt hat in der großen Hoffnung, dass die Menschen durch ihn zu ihm zurückkehren und sein Angebot einer Neuen Welt annehmen. Der jüngere Sohn aus Jesu Gleichnis, der sich aufmacht und in die Welt zieht, das ist für mich die Kirche. Die große römisch-katholische Weltkirche. Sie hat sich von ihrem Vater das Erbe auszahlen lassen. Das, was sie für das Erbe hält: die Prachtbauten in Rom, der großzügige Lebensstil – wobei ich Papst Franziskus da versuche herauszunehmen. Das Machtgebaren des Wasserkopfes einer Kirche, die ein armer Wanderprediger sich vor 2000 Jahren ganz anders vorgestellt hat. Die gepachtete Kenntnis der Wahrheit, für die sie sogar über Leichen ging und das nicht zu knapp.
Die Kirche hat sich von Gott entfernt und ist in die Welt hinausge-

zogen. Sie hat geprasst und gefeiert, sich in goldene Badewannen gelegt und rumgehurt, dass einem schlecht wird, wenn nun die ganzen Gewaltdelikte ans Licht kommen.
Wie käme ich dazu, zu Ihnen von Umkehr zu sprechen, wenn die Kirche selber, die Amtsträger da oben es noch mit keinem Schritt getan haben?!?! Die katholische Kirche ist noch nicht mal an den Schweinetrögen angelangt wie der verlorene Sohn in unserem Gleichnis. Sie ist noch dabei, das Erbe zu verprassen, nämlich ihre Glaubwürdigkeit und ihren guten Ruf, sollte sie ihn jemals verdient haben. Punkt! Ich wiederhole es gerne noch einmal: die Kirche ist der verlorene Sohn und mit ihren ganzen Skandalen verprasst sie das Erbe Gottes und seines Sohnes Jesus Christus. Die Bischöfe, Kardinäle und leider auch Papst Franziskus übersehen die Zeichen der Zeit. Sie sehen nicht, dass ihnen alles zwischen den Fingern zerrinnt, dass die Menschen in Scharen weglaufen, dass Gottes Botschaft mit den Füßen getreten wird.

Ich habe mich in den letzten Monaten durch alle möglichen Berichte gelesen. Ich habe mir die Dokumentation „Gottes missbrauchte Dienerinnen" angesehen und geweint über das, was Ordensfrauen auf der ganzen Welt, in jedem Land, auf jedem Kontinent durch Priester erleiden müssen. Ich habe das Gipfeltreffen der Bischöfe in Rom verfolgt und Auszüge aus der Rede unseres Papstes gelesen. Dabei muss ich sagen, dass ich bis vor wenigen Wochen große Stücke auf Papst Franziskus hielt, dass ich große Hoffnungen in ihn gesetzt habe, auch dann noch als immer deutlicher wurde, dass auch er zögert anzupacken und es nicht schafft, den Dreck, der im Klerus geschieht, aus der Kirche zu fegen. Doch leider relativiert Papst Franziskus in seiner Abschlussrede des Gipfeltreffens die Missbrauchsfälle der Priester, indem er sagt, dass in den Familien und Sportvereinen, im Internet und durch Sex-Tourismus mindestens so viel Missbrauch stattfindet wie im Klerus.
In der Mitte der Rede sieht Franziskus die „Hand des Bösen" am Werk. Das empört mich besonders. Denn wenn ich die sexuelle Gewalt an Kinder und an Ordensfrauen, wenn ich diesen ganzen Machtmissbrauch als Satans Werk bezeichne, dann verlagere ich diese Taten nach außen. Dann ist Satans Werk das Böse und nicht mehr dieser oder jener Priester, der seine Taten verantworten muss.
Statt die Ursachen nach außen zu delegieren, also an den Satan, würde ich eher von „systemischen Defekten" (Julia Knop, Erfurter Theologin, in ihrer Rede bei der Frühjahrsversammlung) sprechen, die endlich in unserer Kirche überdeutlich zutage treten und wie ein Geschwür nun aufbre-

chen. Ob sie nun richtig behandelt werden, ob sie entfernt werden, wage ich zu bezweifeln. Mit systemischen Defekten meine ich eine religiöse Aufladung von Macht, eine Sakralisierung des Weiheamtes, die theologisch nicht zu haltende Ablehnung von Frauen zu Weiheämtern, eine Stilisierung von Gehorsam und Hingabe, eine Dämonisierung von Sexualität und die Tabuisierung von Homosexualität.
Ich will nur ein Thema mal herausgreifen: Die Spiritualität und Sexualität. Die Spiritualität und die Sexualität sind das Intimste des Menschen. Sie berühren den Menschen so tief in seiner Seele, dass er oftmals gar nicht davon zu sprechen vermag. Mir geht es jedenfalls so. Gotteserfahrung kann man nicht in Worte fassen und den Höhepunkt des Geschlechtsaktes, den Orgasmus, kann man auch kaum in Worte fassen. Beides hebt einen über Grenzen hinweg. Beides hat eine so schöpferische, eine gebärende Kraft. Beides gehört ganz zum Menschsein dazu. Spiritualität und Sexualität gehören zusammen.
Die Kirche hat diese Ganzheit gespaltet, die Spiritualität erhöht und verherrlicht, die Sexualität erniedrigt und verteufelt. Die Lösung des Missbrauchskonfliktes liegt also nicht nur in der juristischen Aufarbeitung, die ohne Frage absolut notwendig ist, oder in der Aufhebung des Pflichtzölibats, was mehr als überfällig ist, sondern in der Integration von Spiritualität und Sexualität, um beides im Menschen zur Ganzheit zu bringen.
Durch die Spaltung, durch die Abspaltung der Sexualität, der Verherrlichung der Keuschheit, der Überhöhung Marias als „die reine Magd" sucht sich die Sexualität erst recht einen Ausdruck. Einen machtvollen Ausdruck. Sie wird so machtvoll, dass es zu massivem Machtmissbrauch kommt und das Oben des Klerus und das Unten der Gläubigen manifestiert wird.
Neben jeder Entschuldigung, neben der juristischen Aufarbeitung, neben der Wiedergutmachung an die Opfer ist es daher ein mehr als überfälliger Schritt, die Sexualmoral neu zu erschaffen. Frau und Mann sind als gleichberechtigte Geschöpfe Gottes zu sehen, Spiritualität und Sexualität zu vereinen und zu integrieren. Sicher müssen sich Strukturen verändern, aber vor allem müssen sich das Denken und die Haltung verändern.
Im Bild des heutigen Gleichnisses gesprochen, lebt die Amtskirche in einer Blase, fernab von der Lebenswirklichkeit ihrer Gläubigen und der Botschaft Gottes. Sie ist ausgezogen aus dem Vaterhaus, hat sich von der Botschaft Gottes weit entfernt. Die Botschaft Gottes ist in der Sprache und den Kulturen der damaligen Zeit verfasst. Heute wäre sie

in eine andere Sprache gebracht, mit anderen Bildern übersetzt, vor allem in die jeweilige Kultur hineingeholt. Warum sollen Tradition und Lehren aus völlig anderen Zeit-und Erkenntniszusammenhängen für uns heute eine unveränderte Bedeutung haben? Dazu gehört zum Beispiel der Blick auf homosexuelle Menschen, die in der Theologie und der Pastoral immer noch nicht gewürdigt werden. Dabei gibt es längst solche Anpassungen der Lehre Gottes an neueste Erkenntnisse. Vor 300 Jahren durfte niemand sagen, dass die Erde eine Kugel ist und um die Sonne kreist, dass die Erde ein Windhauch ist im gesamten Weltall. Da hätte man um sein Leben fürchten müssen. Heute belächeln wir die Kreationisten, die immer noch daran festhalten, dass die Welt in sieben Tagen erschaffen wurde. Es ist daher notwendig, auch beim Thema Homosexualität eine andere Haltung und Lehrmeinung einzunehmen. Es ist eben eine andere Lebensform. Machen wir darum nicht so ein Aufheben. Starren wir nicht auf die Sexualität, sondern auf den Menschen in seiner Ganzheit!

Ich weiß, dass mit mir viele an dem Zustand unserer Kirche leiden. Die Austritte steigen gewaltig und den Zenit haben wir noch nicht überschritten. Das sind einerseits Menschen, die die Hoffnung aufgegeben haben, dass sich noch was ändern könnte, oder andererseits Menschen, die bislang immerhin noch solidarisch ihren Kirchensteuerbeitrag geleistet haben, das aber angesichts der Skandale jetzt nicht mehr verantworten können. Etliche aber bleiben und leiden und wissen nicht, was sie tun können. Müssen aushalten, dass sie angefragt werden, warum sie diesem Laden noch treu bleiben. Ich antworte dann immer, es ist nicht die Kirche, der ich treu bleibe, sondern Jesus Christus. Und Jesus Christus hat eine Kirche gewollt! Allerdings nicht die, die wir haben. Wie gesagt, der jüngere Sohn verprasst noch sein Erbe und ist noch nicht mal an den Schweinetrögen angelangt.

Aber ich möchte nicht leiden und lieben und stumm bleiben. Ich habe beispielsweise die Petition unterschrieben, die Frauen aus Münster unter dem Stichwort Maria 2.0 aufgesetzt haben. Darin schreiben sie unter anderem: Wir stehen fassungslos, enttäuscht und wütend vor dem Scherbenhaufen unserer Zuneigung und unseres Vertrauens zu unserer Kirche.

„Darum fordern wir, wie schon viele vor uns:

• kein Amt mehr für diejenigen, die andere geschändet haben an Leib und Seele oder diese Taten geduldet oder vertuscht haben

• die selbstverständliche Überstellung der Täter an weltliche Gerichte und uneingeschränkte Kooperation mit den Strafverfolgungsbehörden

• Zugang von Frauen zu allen Ämtern der Kirche
• Aufhebung des Pflichtzölibats
• kirchliche Sexualmoral an der Lebenswirklichkeit der Menschen auszurichten“

Sie rufen auch zum Streik auf vom 11. –18. Mai. Am liebsten hätte ich das in unserer Gemeinde mitinitiiert, fühle mich aber den Kindern und Familien verpflichtet, die in dieser Zeit noch ihre Erstkommunionfeiern haben. Mir ist klar, dass ein Streik nichts ändert, aber er ruft Aufmerksamkeit hervor. Er zeigt vor allem: wir dürfen den Wandel unserer Kirche nicht den Bischöfen überlassen. Wir müssen selber anfassen, denn neben der Amtskirche gibt es uns. Wir alle sind Kirche.

Darum gibt es auch vieles über das Dasein und das Leben der Kirche zu erzählen, das liebevoll ausfällt. Wo wir jenseits der aktuellen Krisen und Streitfragen von der Geschichte Gottes mit den Menschen in der Kirche erzählen können. Sie alle werden solche Antworten selber geben können, sonst wären wir heute nicht hier.

In vielen Fällen in ihrer Geschichte stand und steht die Kirche an der Seite von Opfern ganz verschiedener Zusammenhänge, sei es in Armut oder Trauer, in Krieg oder Naturkatastrophen, in den kleinen oder großen Lebensschicksalen. Dafür stehen Sie als Gläubige und Ehrenamtliche und wir als Seelsorgeteam unserer Gemeinde.

Zu Beginn des Gottesdienstes sprach ich in der Einleitung davon, dass die beiden Söhne auch dafür stehen, sich zwischen Gehen oder Bleiben zu entscheiden. Für mich ist Gehen keine Option, weil meine Berufung mich hierhin, mitten in die Kirche geführt hat, um durch mein Frau-Sein, mein Ehepartnerin-Sein, mein Muttersein und mein Christin-Sein Gottes Liebe zu uns Menschen zu bekunden und zu verkünden. Auch wenn es schwierig ist und die Strukturen mich behindern, auch wenn Klerikalismus von oben, aber auch von unten, aus der Gemeinde mich einschränken.

Ich möchte noch einmal dazu aufrufen, die Gestaltung der Kirche nicht den Bischöfen zu überlassen. Natürlich weiß ich, dass bei diesem riesigen Schiff das Wendemanöver sehr lange dauert. Aber wenn wir nicht einfordern, dass das Ruder herumgerissen wird, dann fährt der ganze Laden an die Wand, ungebremst. Ich gebe mich nicht zufrieden mit einem „synodalen Weg“, wie die Bischöfe es bei ihrer Frühjahrskonferenz beschlossen haben, denn ich befürchte, dass außer reden, reden, reden und sitzen, sitzen, sitzen nichts dabei herum kommt.

Wir Frauen müssen entschiedener das Diakonat und das Priesteramt einfordern – mit dem Wissen, dass wir selber es nicht mehr erleben werden. Aber wer den ersten Schritt nicht unternimmt, hat schon resigniert.
Wir Männer und Frauen an der Basis müssen entschiedener einfordern, dass Menschen in konfessionsverbindenden Partnerschaften selbstverständlich gemeinsam zur Kommunion gehen dürfen.
Wir müssen entschiedener einfordern, dass Menschen, deren Liebe in der Ehe gestorben ist und die sich mit Hoffnung auf einen neuen Partner einlassen, dazu den kirchlichen Segen bekommen und sich weiterhin von Jesus Christus nähren lassen dürfen.
Wir müssen entschiedener einfordern, dass Menschen in ihrer Liebe, Treue und Verlässlichkeit zueinander gesehen und nicht auf ihre Homosexualität reduziert werden.
Geben wir uns nicht mit der immer gleichen Antwort zufrieden, die da lautet: Wir müssen beachten, dass wir Weltkirche sind und andere Kontinente, Länder und Kulturen mitnehmen. Wir können keinen deutschen Sonderweg gehen.
Wenn wir heute von Mission sprechen, dann bedeutet das immer auch Inkulturation, d.h. die Kultur des jeweiligen Landes beachten und in die Gestaltung von Kirche einbeziehen. Warum sollte das für uns nicht gelten? Warum müssen wir uns durch einseitiges Weltkirche-Denken ausbremsen lassen? Schauen wir zum Schluss noch auf das Ende des Gleichnisses vom verlorenen Sohn: Der Sohn, der beim Vater zu Hause geblieben ist, der tagein, tagaus sein Leben brav als Sohn auf dem Hof seines Vaters gelebt hat. Der hat sich nie getraut, den Mund aufzumachen und zu sagen „ich will". Hier im Gleichnis „Ich will wenigstens mal ein Ziegenböckchen, wenn schon nicht das Mastkalb". Der Sohn blieb immer Sohn, er wurde nicht zum Mann. Er trat nie aus dem Schatten des Vaters heraus und hat sein Leben nie eigenständig in die Hand genommen.
Dieser Sohn kann uns Ansporn sein, ein Anti-Beispiel gleichsam, es anders zu machen. Erwachsen zu werden und das Geschick unserer Kirche mit in die Hand zu nehmen. Den Mund aufzumachen, Veränderungen einzufordern, mitzugestalten, neue Wege zu gehen im Kleinen wie im Großen. Gehen oder bleiben? Für mich ganz klar: Bleiben. Aber aufstehen, Leute, aufstehen – aus Liebe zu Jesus Christus!

Die EFA Dom Fragoso als Lernort auch für den Freckenhorster Kreis

http://escolafamiliagricoladomfragoso.blogspot.com/

Nahe der kleinen Stadt Independência im brasilianischen Bundesstaat Ceará liegt die - bewusst gewählt - etwas abseits gelegene Landwirtschaftsschule Escola Família Agrícola (EFA) Dom Fragoso. Seit der Zeit des ersten Bischofs der Diözese Crateus, Dom Fragoso, der sich konsequent für die armen und einfachen Leute einsetzte, wird die EFA durch den Freckenhorster Kreis unterstützt. Es war der Wunsch Dom Fragosos, dass die Schule sich ganz auf die Situation der benachteiligten Menschen vom Land einstellt.
Die Schüler leben und lernen im Wechsel im Internat der Schule und im elterlichen Betrieb, wo sie durch ihre Lehrerinnen und Lehrer beobachtet und weiter angeleitet werden.
In der kargen Umgebung der EFA wird das Problem der Wasserknappheit sehr deutlich. Diese Region des Nordostens Brasiliens ist sehr trocken und wird aus diesem Grund oft auch als Halbwüstengebiet bezeichnet. Die Situation der EFA hat sich durch eine Jahre anhaltende Dürre weiter verschärft. Wasser muss in Zisternen gesammelt werden, um auch Tiere und Pflanzen versorgen zu können.
Der Umgang mit schwierigen Voraussetzungen ist ein Schwerpunkt des Unterrichts. So werden überlebensnotwendige Fragen bearbeitet: z.B.: Welche Pflanzen benötigen möglichst wenig Wasser, sind aber dennoch nahrhaft für das Vieh? Welche Tiere können am besten mit der Trockenheit leben? Die Antworten werden praxisnah auf dem Areal der EFA umgesetzt.
Dass die Bemühungen der EFA Dom Fragoso Früchte tragen, ist auch durch Besuche bei Familien von Schülern der EFA zu erfahren. So ist es einer Familie gelungen, ihre Herde von sieben Ziegen innerhalb von zwei Jahren auf hundert zu vermehren. Die Schüler der EFA wirken aufgeweckt. Sie vermitteln den Eindruck, dass sie die karge Landschaft und das Elternhaus nicht verlassen, sondern auf dem Land

bleiben wollen. Das ist angesichts der ausgeprägten Landflucht, die oft im Elend der Favelas großer Städte endet, ein großes Verdienst der EFA Dom Fragoso. Das Engagement der Schüler der EFA in ihren Heimatgemeinden beeindruckt: Sie geben ihr Wissen engagiert an die weitere Familie, die Nachbarschaft und in lokalen Organisationen weiter. Sie werden zu Multiplikatoren. So erreicht die Schule nicht nur einzelne Familien, sondern Regionen.

Gert Gabriels

Die Gemeinschaft der Kleinen Propheten *(Comunidade dos Pequenos Profetas – CPP)*

Aus einem Projektbericht über die CPP und ihren Mentor Demetrius

Die CPP hat viele Freunde aus Brasilien und Europa, die das Projekt mit ihren Talenten und fachkundiger Beratung ehrenamtlich unterstützen. Dazu gehören Sozialarbeiter, Lehrerinnen und Psychologen ebenso wie Musiker, Künstlerinnen und junge Leute aus Deutschland, die ihr freiwilliges soziales Jahr in dem Projekt ableisten. Ihr Engagement und die Unterstützung vieler anderer Ehrenamtlicher ist heute notwendiger denn je. Denn der am 31. August 2016 durch einen „kalten Putsch" gegen die gewählte Präsidentin Dilma Rousseff an die Macht gekommene und von rechtskonservativen Parteien getragene Präsident Temer nutzt die Wirtschaftskrise, in der Brasilien seit einigen Jahren steckt, um Reformen der Regierungen Lula und Rousseff auf dem Sozial- und Bildungssektor rückgängig zu machen. Das hat auch den Druck auf die Straßenkindergemeinschaft erhöht: Sozialausgaben der öffentlichen Hand wurden drastisch gekürzt, gleichzeitig sind Arbeitslosigkeit, Drogen- und Straßenkriminalität angestiegen. Nach Jahren des Rückgangs nimmt nun die Zahl der Kinder, die auf der Straße zum Familieneinkommen beitragen müssen, wieder stetig zu. Die Einschnitte im

Foto auf.http://pequenosprofetas.de/startseite/

Sozialbereich machen sich auch in einem massiven Anstieg der Mordrate in Recife und anderen brasilianischen Großstädten bemerkbar. So wurden allein im Januar und Februar 2018 mehr als 900 Morde registriert. Das ist eine Verdoppelung der Mordrate in Recife und anderen brasilianischen Großstädten gegenüber dem Vergleichszeitraum im Jahr 2016. So gehört Recife zu 30 gefährlichsten Städten der Welt. Und die Aufklärungsrate bei Kapitalverbrechen ist äußerst gering. „Der Wegfall von Sozialprogrammen wie der *bolsa familia* (Familienbeihilfeprogramm) und anderen auf soziale Inklusion ausgerichteten Maßnahmen hat die Gewalt drastisch ansteigen lassen und die Zahl von Kindern, die auf der Straße leben, spürbar erhöht", berichtet CPP-Koordinator Demetrius Demetrio. „Besonders besorgniserregend ist, dass viele Familien aus den Favelas, die in den Jahren zuvor einigermaßen ein Auskommen gefunden hatten, nun erneut in den Drogenhandel getrieben werden."

Foto auf.http://pequenosprofetas.de/startseite/

Die Wahl des rechtsextremen Bundesabgeordneten Jair Bolsonaro am 28. Oktober zum neuen Präsidenten verheißt für die Armutsbevölkerung und die Minderheiten Brasiliens nichts Gutes.

Den drückenden sozialen Problemen versucht die CPP mit erhöhtem Engagement entgegenzusteuern. Demetrius: „Wir haben unsere Anstrengungen im Bildungsbereich erhöht. Es ist uns gelungen, weitere 130 Kinder ins öffentliche Schulsystem zu integrieren." (Mit Hilfe der eingangs erwähnten Freunde) ist es der CPP gelungen, ein vielseitiges Angebot von sozialpädagogischen Maßnahmen, Weiterbildungskursen und Kreativ-Workshops aufrecht zu erhalten. Dazu gehören Schulungen im städtischen Obst- und Gemüseanbau, Vermarktungs- und Kochkurse, Schulungen zu Gesundheitsthemen und Hygiene, ferner Themen wie Kinderschutz- und Menschenrechte, Drogenmissbrauch und seine Folgen für die psychische und physische Gesundheit. Besonders stolz ist Demetrius auf das gelungene Projekt mit den vertikalen Gärten und dem Urban Gardening – Projekt auf den knapp 400 Quadratmetern Dachfläche des CPP-Gebäudes. 2016 eingeweiht hat es viele Besucher aus dem ganzen Land angezogen und die Bot-

schaft von der Experimentierfreudigkeit der CPP weit über die Landesgrenzen hinaus getragen. „Mit diesen Experimenten wollen wir zur Lösung brennender sozialer Probleme und zur Förderung einer solidarischen Ökonomie beitragen“, schreibt Demetrius. „Unser Öko-Landwirtschafts-Projekt auf dem Dach ist mehr als nur eine Anbaufläche für Bio-Gemüse und Bio-Obst. Dieser Ort soll vor allem zur Auseinandersetzung mit ökologisch nachhaltigen Methoden der städtischen Landwirtschaft anregen. Er soll zeigen, dass gesunde Ernährung kein Luxusgut für eine kleine Mittelschicht ist, sondern auch für ärmere Bevölkerungsschichten erschwinglich sein kann.“

Aus: Jutta Bangel / SJF / 10-2018 / Projektbericht 2018, Misereor – Nr. P40009

Solidaritätsfonds des Freckenhorster Kreises

PeterMöller

Unser Hilfsfonds ist fast so alt wie unser Kreis – das erscheint mir im Rückblick ganz logisch. Nach dem Ende des Konzils (1965) und dem Erstarken der Befreiungstheologie waren unsere Gründer überzeugt, dass es mit dem Theoretisieren nicht getan war. Sie knüpften vor allem Kontakte nach Brasilien und fragten, wie geholfen werden könnte. Die persönlichen Kontakte zu berühmten Persönlichkeiten (Arns, Camara, Fragoso, Lorscheider) sorgten dafür, dass wir lernten, wie selbstverständlich unser Engagement für Christen war. Zahlreiche Besuche hin und her stärkten die Beziehungen.
Die Zeiten haben sich geändert, aber unsere Hilfsbereitschaft ist glücklicherweise geblieben. Kundige Leser werden sicher wissen, dass wir uns auf die Spenden nichts einbilden sollten, sind sie doch der Gerechtigkeit geschuldet. 1992, also 500 Jahre nach Kolumbus, wurden diese Überlegungen besonders bedacht.
Wir konzentrieren uns auf drei Projekte. Dank der Hilfe von Misereor und dem Kindermissionswerk (Sternsinger) haben wir ausgezeichnete Organisationsunterstützung. Oft werden unsere Beträge von den Hilfswerken noch um 15% erhöht !
Die Zahl der Mitglieder unseres Vereins ist gering, das sollte sich ändern. Der nominelle Jahresbeitrag von 10 Euro wird seit Jahren wie selbstverständlich eingezahlt. An dieser Stelle danken die Vorstandsmitglieder (Möller,Gabriels,Wilmes) allen Unterstützern ganz herzlich – die Spenden fließen oft so, dass wir nur danken und staunen können.
Gelegentlich stehe ich in der Ludgerikirche Münsters vor dem Kreuztorso mit der Botschaft „ Ich habe keine anderen Hände als die Euren“ .

Rechenschaftsbericht über die Finanzen des FK im Jahr 2018 / Ausgaben

Beitragskonto: **IBAN DE694006 0265 0003 7997 00**

Nach Abzug des Überschusses der letzten beiden Jahre von 2.150,00 €, der unseren Projekten zugute kam, beliefen sich die Ausgaben auf	6.591,16 €

Die Schwerpunkte der Ausgaben in gerundeten Zahlen:

Interne Kommunikation (FK-Infos; Website; Büro)	2.050,00 €
Tagungen (Referenten)	580,00 €
Katholikentag (erhöhte Druckkosten- Sponsoren haben dafür gesorgt, die Unkosten im Rahmen zu halten.)	730,00 €
Büromaterialien	620,00 €
Mitgliedsbeiträge (IKvu; Donum Vitae u.a.)	600,00 €
Postwertzeichen	2.010,00 €

Projekte des FK

Für unsere Projekte konnten zusammen 41.000,00 € an unsere brasilianischen Partner überwiesen werden.
Das Kindermissionswerk, über das ein Teil der Gelder weitergeleitet wird, erhöhte den Betrag um 2.000,00 €.
Außerdem wurden vom Josef-Albers-Gymnasium, Bottrop, unter unserer Projektnummer die Einnahmen aus einem Sponsorenlauf (29.735,57 €) direkt für Demetrius überwiesen.

Im Einzelnen für:

Projekt „Landwirtschaftsschule EFA“	13.000,00 €
Projekt „Amparo“	17.000,00 €
Projekt „Straßenkinder“	11.000,00 €

Allen Spenderinnen und Spendern gilt unser herzlicher Dank.

Ludwig Wilmes

(Diesen FK-Infos liegt ein Überweisungsträger für den Mitglieds-/Interessiertenbeitrag bei. Alle, die ihren Beitrag noch nicht entrichtet haben, sollten sich angesprochen fühlen.)

+++Termine +++++Termine +++++Termine +++++Termine +++

Einladung an die Mitglieder und Freundinnen und Freunde des FK zum Vernetzungstreffen der Aktion Maria 2.0 am Samstag, **31.08.2019, von 11.00 Uhr bis 19.00 Uhr in der Aula der Kath. Hochschulgemeinde in Münster, Frauenstraße 3-6.**
Verbindliche Anmeldung bis zum 25.08.2019 per E-Mail an mariazweipunktnull@gmx.de

Offene Jahrestagung als Jubiläumsfeier „50 Jahre Freckenhorster Kreis – Rückblick und Ausblick"
Mittwoch, 02.10.2019: **16.30 Uhr** Stehkaffee. Ab 17.00 Uhr im Gartensaal: Nach Begrüßung und Kurzimpulsen durch Mitglieder des StAK des FK zum Tagungsthema ergänzende Beiträge aus dem Plenum unter der Fragestellung: **Was bewegt mich? Was ist für mich wichtig?.**
19.30 Uhr in der Kapelle Johannes XXIII.: **Feier-Abend-Mahl – Ermutigung auf dem Weg in die Zukunft.**
Donnerstag, 03.10.2019: Nach dem Morgenimpuls Erarbeitung und Formulierung eines **„Weckrufs"** unter Berücksichtigung des Referates von H. Wolf „Reform – wo und wie?, der Statements der Podiumsteilnehmer (Fk-Informationen Nr. 163) und der Beiträge vom Vortag.
Ferner im Verlauf des Donnerstags: die satzungsgemäße (kurze) Vollversammlung und ein Treffen der Mitglieder des „Solidaritätsfonds", die wegen der Veranstaltung am 11.O4.2019 ausgefallen sind. Die offizielle Einladung zur Jahrestagung erfolgt in der 2. Augusthälfte.

+++Termine +++++Termine +++++Termine +++++Termine +++

Einkehrtage 2020 „Gottes hauchdünnes Schweigen – Auf seine Stimme hören"
„Wie redet Gott heute die Menschen an, um in seiner Schöpfung und auch Kirche von den Menschen wahrgenommen zu werden? Welche Sprache muss der Mensch kennen, wenn er Gott hören und verstehen will?" Denn: „Gott „versteckt" sich nicht nur in der Hochsprache der Liturgien, der Theologien, der Literatur, der Lyrik, sondern auch in der Banalität der Alltagssprache."
Zeit: Freitag, 03.01. bis Sonntag 05.01.2020.
Ort: Landvolkhochschule Freckenhorst
Leitung: Wilhelm Bruners (Theologe, Schriftsteller, Priester und Dichter).

Und meine Freunde? Bring sie doch mal mit!

Mein Gott

Ist was? frag ich
die Freunde wenn sie ihn
sehen über meinem Schreibtisch
(neben Schiller und John Donne)
den Mann den jeder
man kennt den
ernsten Mann am Kreuz
den noch keiner lächeln sah
Wie sie da gucken die Freunde
(ein bisscheu verlegen) und
die Schultern zucken
(etwas mitleidig)
Ist was? frag ich
Dann fragt niemand weiter

Einzelkind (was den Vater angeht)
reichlich Halbgeschwister
Machte sich aber nicht viel
aus Familie (kleine Verhältnisse
Adoptivvater Zimmermann aufm Dorf)
Kehrte ihr bald den Rücken (säte nicht
mähte nicht und sein himmlischer Vater
ernährte ihn doch) schlug sich
als Wunderheiler durch
mit einem großen Herzen für
die kleinen Leute und einer forschen
Lippe gegen die da oben (Ihr sollt
Gott mehr gehorchen als den Menschen)

Bild: Lucyna Dlutko-Hahn - bearbeitet

Aufsässig furchtlos eigensinnig
praktischer Arbeit abhold

Den hab ich geliebt
wenn ich die Mutter
mundtot machte mit Lukas:
nicht die hauswirtschaftende
Martha vielmehr Maria
zuhörend von Jesus gefesselt
habe ‚das Bessere' erwählt.

und mich mit göttlichem Segen
in meine Bücher vergrub

Hab das gottschlaue Lieben verlernt
bei den Weiden am Rhein
unter menschlichen
Lippen- und anderen Zärtlichkeiten
So viele Vaterunser der Reue und Buße
Vergebene Liebesmüh

Mein Kinderheld fuhr
in den Himmel auf
Ich blieb unten

Da bin ich noch

Manchmal aber
lese ich wieder
in seinen alten Briefen
(die von den vier Kurieren
überbrachten)
oder besuch ihn bei sich zu Haus

Bild: Lucyna Dlutko-Hahn - bearbeitet

(Mit Brot und Wein
Musik und Kerzenschein)

Dann frag ich ihn
Wofür das alles? Dein Leben
Leiden Sterben

Für den
der fragt
sagt er und lächelt
befreit
von seinem Kreuz
nimmt mich
in seine Arme
flüstert mir ins Ohr:
Irgendwann
stell ich dich meinem Vater vor.
Lass dir Zeit. Ich kann warten.

Und meine Freunde ?

Bring sie doch mal mit
Auch Miriam, Shixin, Fatima und
Keiko.
In meines Vaters Haus
sind viele Wohnungen.

Und mit fünf Broten und zwei
Fischen
krieg ich alle satt.

Dr. Ulla Hahn

Bibelstellen: Lukas lO,38ff Johannes 14,2 Matthäus]4,17ff

Bild: Lucyna Dlutko-Hahn - bearbeitet

Freckenhorster Kreis

FK-Sprecher
Ludger Funke
E-mail: ludger.funke@gmx.de
Ludger Ernsting
E-mail: ludger.ernsting@t-online.de

FK-Büro:
Freckenhorster Kreis
c/o Gasthaus Recklinghausen
z.H. Monika Otto
Heilige Geist Str.7
45657 Recklinghausen
E-mail: fk-buero@gmx.de
Internet: www.freckenhorster-kreis.de

Schriftleitung:
Layout:
Heinz Bernd Terbille
Ingrid Terbille
Baltrumstr. 23
45665 Recklinghausen
Tel: 02361/46117 Fax: 02361/492049
E-Mail: hb.terbille@t-online.de
i.terbille@t-online.de

Unsere Konten:
Ludwig Wilmes, verantwortlich
Tel: 02536 1408

DKM BIC: GENODEM1DKM

Brasilien: IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo: IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius: IBAN : DE31 4006 0265 0003 799705

Beitragskonto:
IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700
Mitglieder (M) 35 Euro
Interessenten (I) 7,50 Euro